

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 31. Mai 1931.

Rosa Primeln.

Von Feida Schanz.

In einer nur mäßig beleuchten Vorstadtstraße einer Mittelstadt war ein kleines Mädchen überfahren worden, als es mit einem Primelstößchen im Arm, zwischen zwei Droschken hindurch über den Fahrdamm rennen wollte.

Viele Neugierige waren im Nu versammelt.

Wer ist sie nur?

Niemand wußte es. Die Kleine trug nichts an und das, was einen Namen führte. Das zerbrochene, zerknünte Blumentöpfchen konnte nicht sagen, wo es gekauft war und wer es gekauft hatte.

Ein Schuttmann hob das ohnmächtige Kind in eine Droschke und brachte es nach dem Hospital.

Hier lag es nun, von Eisumschlägen und zerbrochenen Tropfen wieder ins Leben erweckt, mit bangen, entsetzten Augen, in den rotstärkten Rissen des eisernen Kinderbetts, in ein rotweises Hospitaltäfelchen gekleidet.

Ein junger Arzt und eine ebenfalls jugendliche Schwester standen zur Rechten und Linken der kleinen Patientin. Untersuchung und Operation waren beendet. Der Arm war gebrochen und man hatte ihn in Gips gelegt. Lange Kranken- und Geduldstage standen der Kleinen bevor.

Sie mochte dies aus den Reden des Arztes und der Schwester herausgehört haben; eine verzweifelte Angst sprach aus ihren Zügen.

Schon beim Erwachen, als man ihr auf ihre Frage nach dem Primelstößchen keine Auskunft geben konnte, hatte sie bitterlich geweint. Sie war eigensinnig gewesen, und wollte durchaus nicht sagen, wer ihre Eltern seien, wo sie wohnte, wie sie hieß.

„Ich kann nicht! Nein, ich kann nicht!“ hatte sie immer wiederholt.

Während der Untersuchung war sie dann gegen alles Erwarten heldenhaft und ruhig gewesen.

Nun aber wollte sie nach Hause. Bis zum Abend mußte sie zu Hause sein, erklärte sie energisch. Dabei fuhr sie mit der kleinen Hand unruhig über den starkfädigen Bettbezug. Schwere Tränen rannen aus den klarbraunen Kinderaugen über die mit leimem Fieberrot bedeckten Wangen.

Der Arzt wollte mit der kleinen, schwächeren Patientin nun zu Ende kommen. Das schwarze Täfelchen am Kopfende des Bettes war noch leer. Zum drittenmal fragte er die Kranke ernst und energisch, wer sie sei. Er müsse ihre Angehörigen benachrichtigen.

„Das geht auf keinen Fall!“ sagte das Kind bestimmt.

„Ich sage es eben nicht, und ich kann es nicht sagen!“

Der menschenfreundliche junge Mediziner sagte väterlich artig ihre kleine, gesunde Hand.

„Hast du noch beide Eltern, liebes Kind?“

Ein dunkler Blick war die Antwort.

„Nein! Bloß noch meine liebe, liebe Mama!“

„Nun also! Deine liebe Mama wollen wir eben benachrichtigen. Sie soll kommen und dich besuchen.“

Das Kind fuhr zuckend empor und bat entsetzt:

„Nein! Nein! Bitte nicht! Bitte nicht! Meine Mama darf nicht wissen, daß ich hier bin! Sie darf mich hier nicht sehen! Ach, bitte, lassen Sie mich doch nach Hause!“

Arzt und Schwester sahen einander ratlos an.

„Ist deine Mama denn so streng?“ fragte die junge Schwester unbedacht.

Das Kind legte sich mit beleidigter Miene in die Kissen zurück.

„Meine Mama ist lieb und gut“, sagte sie mit unbeschreiblichem Nachdruck.

Der Arzt winkte der Schwester, beiseite zu gehen und nahm keine kleine Patientin noch einmal allein ins Gebet.

Ihre Mutter würde sich sorgen und ängstigen, nicht wissen, wo sie bliebe.

Das hatte das Kind aber alles schon selbst überlegt.

„Bis zum Abend ängstigt sich die Mutter nicht“, sagte das Kind mit ernster Ruhe. „Ich war zu Irma eingeladen und durfte bis nach acht Uhr bleiben. Bloß, weil ich das Primelstößchen im Blumenladen vorm Fenster sah, bin ich umgekehrt. Rosa Primeln hat meine Mama so gern. Nun ist es zerbrochen und fort. Aber wenn ich nur bis zum Abend nach Hause komme, dann ist es gleich.“

Der Arzt sagte nun in festem Ton, den er diesem lieblichen Geschöpf gegenüber aufbringen konnte: an Abend heimleiden sei nicht zu denken. Er habe übrigens mehr zu tun. Viele andere Kranke warteten auf ihn. Sie sollte machen und ihren Namen angeben, wie es zur Ordnung gehöre. Ihre Mutter müsse nun einmal erfahren, was geschehen sei. Oder ob sie es in der Zeitung lesen sollte? — Aber das Kind kam eine förmliche Ekstase der Erregung.

„O Gott! Lieber Gott! Was soll ich nur tun?“ rief es tolllos aus. „Meine Herzensmama härt sich über alles!“ Sie können sich gar nicht denken, wie die ist! Sie hat so viele seit acht Tagen soviel geweint; ich sehe es ihr immer an. Wenn nun nach etwas Trauriges kommt, das kann sie gar nicht aushalten!“

Der Arzt sagte, immer aufmerksamer in das heiserste Gesichtchen blickend: „Liebes Kind — übrigens deinen Vornamen kannst du mir doch nennen.“

Sie überlegte und nickte. „Charlotte“, sagte sie leise.

„Liebe Charlotte! Wirst du mir nicht eine Freundin oder einen Freund von euch bezeichnen, einen Verwandten, irgend jemand, der euch nahesteht, den wir bitten können, daß er deiner Mutter recht bedächtig das Geschehene beibringt?“

Die Kleine sann nach.

„Nein!“ sagte sie endlich, leidend und langgedehnt. Dann hieß plötzlich eine helle Rote in ihre Wangen. Ihre Augen begannen zu schimmern; ein liebevoller, verlegener Ausdruck legte sich um ihr Mündchen.

„Jemand wüßte ich wohl...“

„Nun also!“

„Aber nein! Es geht doch nicht!“

„Warum nun wieder nicht? Wer, liebes Kind, wer?“ drängte der Arzt.

Sie begann sich noch und sagte dann mit eigentümlich artem, verschämtem Ausdruck: „Onkel Kurt!“

„Ein guter Onkel!“ rief der Arzt erfreut. „Das ist ja prächtig! An den wollen wir gleich einmal schreiben! Der wird es deiner Mutter schon so sagen, daß sie nicht erschreckt.“

Das Kind meinte mit grübelndem, sorgenvollem Ausdruck: „Ach nein, es wird nicht gehen!“

„Ja, warum nicht in der Welt?“ fragte der Herr Doktor nun völlig zornig.

„Onkel Kurt wirds nicht tun!“

„Doch wohl keine Zeit, was?“

Charlotte sah sich um, ob etwa eine der Schwestern oder eine der blassen Kameradinnen aus den Nebenbetten herübersähe, dann winkte sie den Doktor zu sich heran und flüsterte vertraulich:

„Ich wills Ihnen sagen! Sagen Sie nur ja niemand weiter! Mama und Onkel Kurt sind böse miteinander.“

Onkel Kurt kommt nie mehr zu uns — nie! Deshalb arämt sich ja eben Mama so. Ich weiß es doch.“

„Ah! Deshalb?“

„Ja, deshalb!“ Die Kleine nickte sehr ernst. „Denken Sie nur, Onkel Kurt ist so gut. Er hat uns zutiefst alles aus Gefallen getan. Und Mama ist auch so lieb. — Und sie können sich ja auch leiden, und doch haben sie sich so gestritten! Mama hat geweint und geweint! Onkel Kurt ist gleich so sehr, sehr böse! Der kann zornig werden! — Ach Gott! ach Gott!“

Gewaltig ein Lächeln unterdrückend, sagte der Arzt: „Das ist schlimm! Das muß man nicht!“

„Das war ihr aber wohl schon zu viel des Tadel.“

„Oh, er meint es nicht böse!“ versicherte sie mit Wärme.

„Ich weiß ja, was von allem der Grund ist, wenn ich mirs auch vor Mama nicht merken lassen darf. Sie sprachen ja aber manchmal so laut — ich mußte es hören.“

Leise, wie ein Hauch, flüsterte sie: „Onkel will nämlich mein Papa werden, und Mama denkt, mein Papa im Himmel könnte böse darüber sein. Das ist es!“

„Ah, das?“

„Ja, und Mama meint auch, Onkel lade sich eine zu große Last auf mit uns. Darüber wurde Onkel so furchtbar zornig. Er hat die arme Mama gescholten, und sie hat gesagt, sie könnte so etwas nicht aushalten, das sei ihr Tod.“

Er solle nie wiederkommen, wenn er sie so quälen wolle. Und da ist er gegangen, für immer. Deshalb ist ja doch unmöglich, daß wir ihn zu Mama schicken — nicht wahr?“

Der Gefragte entsetzte sofort mit der ganzen Energie der höheren und besseren Einsicht: „Nein, das ist durchaus nicht unmöglich.“

„Er wird gehen? Meinen Sie?“

„Er wird gehen! Ganz bestimmt!“

„Aber wie wird Mama erschrecken, wenn sie ihn sieht!“

„Na, laß das nur gut sein!“

„Aber wenn sie hört, was mit mir geschehen ist?“

„Das wird er ihr so schonend sagen, wie irgend möglich! Verlaß dich darauf! Komm, Kind, wir wollen gleich einmal an ihn schreiben!“

„Also ja, wenn Sie meinen! Er soll rasch zu mir kommen, ehe er zur Mama geht. Ich muß mit ihm reden.“

Im nächsten Augenblick hatte der gute Doktor ein Briefblatt und den Tintenflüß bei der Hand und schrieb, was sie ihm leise und deutlich diktierte:

„Lieber guter Onkel!“

Ich bin überfahren worden und liege im Hospital; mein Arm ist gebrochen. Mama weiß gar nichts. Lieber Onkel, komme doch gleich einmal zu mir!

Mit Gruß und Kuß

Deine Nette.“

„Und die Adresse?“

Charlotte zögerte noch, als gäbe sie ein Geheimnis preis. Dann sagte sie, jede Silbe betonend:

„Herrn Rittmeister von Kottitz, Alleestraße drei, hochparterre.“

Der Brief wurde durch Boten bestellt und traf den Adressaten zum Glück zu Hause. Es dauerte keine halbe Stunde, so war er zur Stelle. Der junge Mediziner war noch im Saale beschäftigt und empfing ihn an der Tür.

Der Rittmeister, eine hagere, hohe Gestalt mit kühnen, wetterbraunen Zügen und eigentümlich tiefem, blühendem Blick, war in sichtlich Bewegung.

Das war noch ein Handdruck, mit dem er dem Doktor seine beruhigenden Worte lobte! Er sagte mit einem hörbar tiefem Atemzuge: „Gott sei Dank!“, und wollte dann fröhlich, mit einem tröstlichen Scherz, auf Lotzings Bett ausgehen.

Aber der Anblick der blassen Kleinen im groben, bunten Armennachtzeug, mit der Armbinde, dem nassen Tuch um das Köpfchen, dem Liebesbald in den feberheißen Augen, der Lysol- und Chloroformgeruch um sie her übermannen ihn.

Er sah eine ganze Weile stumm neben dem Bett, um sagte nur sachtlich die kleine freie Hand, liebte die schmalen Wangen und das unter der Kommode vorquellende feinsächtige Haar. Man sah, mit dem zartesten Empfinden seiner Seele hing er an diesem Kinde.

Erst nach einer Weile begann er sie herab zu schelten: „Was machst du für Streiche, du leichtsinniges, schreckliches Kind!“

Sie erzählte klar und verständlich, wie alles gekommen war, daß ihn, zur Mama zu gehen, und schalt ihn dabei herab wieder: „Wie konntest du neulich eigentlich so böse sein? Wie hast du uns so lange vergessen können?“

Er sagte bitter: „Ich wollte nie wiederkommen. Deine Mama mag mich ja nicht!“

„Ach, du!“ verwies sie ihn ganz aufgebracht. Und dann fand leise und flüsternd, in wenigen Sekunden, eine lange, inhaltreiche Unterredung statt. Sie hatte ihm unter Schluden und Schluchsen viel zu sagen. Ihr Herz war so schwer. Alle Tränen, die ihre verzerrte Mutter in den letzten Tagen gemeint hatte, kosteten darin. Für ihn aber klang aus diesem alltäglichen Kindergeflüster das höchste Erdenklug. Heller und befreiter wurde sein dunkles Antlitz mit jedem Wort.

„Und nicht wahr, Onkel, nun gehst du rasch zur Mama und sagst es ihr, wie ich dir, so recht gut, recht still, was mit mir geschehen ist, tröstest sie und redest ihrs aus, wenn sie sich härmern soll, und bringst sie mit zu mir?“ bat die Kleine schließlich.

Er versprach es ihr mit festem Handdruck.

Als er gegangen war, verfiel die kleine Kranke in einen tiefen, süßen Schlaf.

Zeit lag sie in glücklicher Betäubung. Sie hörte ferne Glockenspiele tönen und sah ganze Felder voll rosa Primeln unter lichtblauem Himmel. Die Sonne schien, alles war so hell, so glücklich — ihr jorgendes Kinderleid lag ihr so fern. Sie konnte sich nicht einmal aufrufen, als eine weiche, leise, tränenverhüllte Stimme erklang, die sie nach Stunden beim Namen rief.

Aber sie lächelte im Traum.

Sie wußte durch den Fieberfleck hindurch genau, daß es die Mutter war, die neben ihr lag und daß die Mutter über den Schmerz, den sie jetzt um sie fühlte, bald gut wegkommen würde.

Onkels Stimme klang so mild zu ihr: von baldigem Gesunden und kurzem Leid. Und sie antwortete ihm so freundlich, so dankbar.

Die beiden waren einander nicht mehr böse.

Die Welt der Frau.

Die Autorität in der Familie.

Von Franz Crane.

Freie Uebersetzung von Max Havel.

Der einzige Beruf in der Welt, dem man nicht völlig entgehen kann, wenn man ihm nicht mit dem Herzen entgegen und bereit ist, ihm zu allen Stunden Zeit und Denken zu widmen und ohne Bezahlung zu arbeiten, ist der: eine Familie groß zu ziehen.

Der kostspieligste Luxus ist die Liebe. Wir heiraten im Feuer eines Impulses, wir ziehen Kinder in Jahren der Selbstverleugung groß.

Einer Familie vorzuziehen: das verlangt einen ganzen Mann oder eine ganze Frau. Denn nirgends wird unaufällig so viel Schaden angerichtet als in der Familie.

Du hast das Recht, zu verlangen, daß etwas getan werde. Du bist der Herr, du bist die Frau im Hause. Daß andere mit dir darin übereinstimmen, daß das, was du getan sehen willst, getan werden muß, kannst du nicht verlangen.

Autorität ist nötig. Du mußt sie haben. Rötiger ist: Kinder zur Selbstbeherrschung zu erziehen. Lehrt das Kind, sich selbst zu achten. Verstehe dich weniger auf äußeren Gehorsam. Gewinne das Kind und es wird dir dienen und gefällig sein wollen.

Vorurteilen zerstören das Vertrauen, Grundsätze werden es.

Du sagst, du duldest keine Aufsehung. Dann schaffe sie nicht durch Unvernunft und Willkür.

Erkläre immer, freite nie.

Was du bist, sprich lauter als was du sagst.

Du kannst Furcht verbreiten, aber du wirst dadurch nicht erreichen, daß ein Mensch aufrichtig und wahrhaft wird.

Nur durch Gewährenlassen gewinnst du Vertrauen. Und nebenbei: was man dir anvertrauen will, sind ja meist Dummheiten.

Wenn du die Fehler eines Kindes als persönliche Beleidigungen nimmst, wirst es trachten, sie vor dir zu verheimlichen. Aber es sollte diese Fehler überwinden lernen. Was du erlaubst, erlaube herzlich gern. Gib deine Einwilligung zu einem Vergnügen niemals mit Mißvergnügen.

Sage jede Sache nur einmal. Die Familie wird sehr leicht gelangweilt. Außerdem: wenn du es dir zur Gewohnheit gemacht hast, eine Sache nur einmal zu erzählen, wird man dir mit Aufmerksamkeit zuhören.

Körge nicht. Immerfort reden bewirkt zuletzt das Gleiche wie gar nicht reden.

Sei gerecht. Lob und Tadel sind deine stärksten Hilfsmittel. Mache sie nie von deiner Laune abhängig.

Einen lächerlich machen ist in der Familie reines Gift. Wenn du dir die Liebe der Deinen erhalten willst, dann lache mit ihnen, nicht über sie.

Junge Jugend verlangt viel geschicktere und zartere Behandlung als junges Laster.

Einigen Kindern schadet man, wenn man ihnen zu sehr vertraut, vielen Kindern durch Mißtrauen.

Bergewissere dich, ob man dir nicht ungehorsam ist, weil man dich nicht versteht.

Es ist weit nötiger, einem Kinde klar zu machen, daß es im Unrecht ist, als es für dieses Unrecht zu bestrafen.

Versehe dich in dein Kind. Bleibe nicht draußen.

Die Todsünde des Vaters oder der Mutter heißt Ungeduld.

Ein Kind beschäftigen ist besser als ihm zehnmal sagen: „Laß das!“

Zuletzt: lerne arbeiten und magen.

Vormittags-, Sport- und Reise-Mäntel.

Kostüme und Complots stehen im Vordergrund des Interesses, so daß der Mantel nicht mehr als vorherrschend zu gelten scheint. Und doch ist er der sehr begehrte Begleiter. Diagonalfalten aus reiner Wolle eignen sich ihrer Leichtigkeit wegen besonders zu Überkleidung im Sommer, zumal sie meist pords gewebt sind. Sie sind vorwiegend in blau-schwarz, blau-grau, blau-beige, blau-burgund, rot-schwarz, grün-grau und braun-beige gemustert. Dunkle Frauentypen werden diesmal die Mode des Gelb in Blusen, Wollschalen



Links: Schneidermantel mit breitem Revers, schmalen Ärmeln u. hochgestellten Knopfschleifen.

Rechts: Mantel im Phantastischem mit hochgestellten Ärmeln u. durch Klettverschlüsse verzierten Rücken.

und Fingerringen gern mitmachen, so daß die Grundfarben der vorerwähnten Diagonalfalten alle passen. Als Schnitt für Mantel aus diesen Stoffen werden einfache, bevorzugt mit etwas Taillierung und leicht abgesetztem Hals des unteren Randes, deren Rücken und Vorderseite sich längs stellen lassen, damit der Stoff verkehrt verbunden werden kann. Das Diagonalmuster kommt in solchem Schnitt fließender zur Geltung als in der sogenannten „Massigen“ Anordnung, die sich durch gleichmäßigen Fadenlauf auszeichnet. Will man zu solchem schneidern Mantel einfarbige Wollstoffe wie Wolle oder den neuesten „Wollmanell“ benutzen, dann muß man natürlich den Stoff in einer Richtung verarbeiten. Modische Nuancierungen bestehen dann aber in sehr breiten herrenmäßigen Revers, hochgestellten Knopfschleifen und vielleicht in vorn bis zum Anfang der Taschen eingesetzten schmalen Streifen oder abgesetzten Faltengruppen in schärförmiger Anordnung.

Während beim Vormittags- und Sportmantel im Schneidertitel der Rücken glatt bleibt, zeichnet er sich beim Phantastischen durch reiche Verzierung aus. Durch den hochgestellten, knopfbefestigten Gürtel wird er schon in Ober- und Unterteil getrennt, so daß es nahe liegt, ihn wie Rock und Bluse auszufalten. Diesen und gegeneinandergekehrte Klettverschlüsse — die man im Oberteil durch Zwischenlegen eines geraden Streifens und schmales Absteppen der darüber umgelegten Ränder vorsieht — werden bevorzugt. Nicht nur bei stoffhellen (Leder, Homespun), sondern auch bei leichteren Wollstoffen (Krepp und Manell) müssen diese Falten bis 30 Zentimeter vor dem Saum an den Rändern abgesetzt werden, denn die glatte Seite des Mantels soll durch den Schnitt und nicht durch die Falten erreicht werden. Randschmuck, die wieder modern sind, eignen sich mehr für einfarbige als für starkfarbige, lebhaft gemusterte Stoffe.

Kleine modische Attribute zum Reismantel sind Wollschalen aus weitem Vlies mit Perlmutterknöpfen, Sandkühn in der Mantelfarbe oder in der Grundfarbe des Mantels außer hellen Wollschalenhandschuhen und ein lebhaft gemustertes leinwandenes Schultertuch, das den Ausschnitt des Mantels verdeckt.

Veneidenswerte Amerikanerinnen.

Erfolgreiche Frauen in den Vereinigten Staaten. — Alle Berufe haben ihnen offen. — Eine Steuerkontrollantin mit 4000 M. Monatsgehalt. — Frauen im amerikanischen auswärtigen Amt. — Der Kampf um den weiblichen Attache.

Wenn in absehbarer Zeit in Deutschland angedacht des Arbeitsmangels ein neues Gesetz die Frage der „Doppelverdienster“ regeln wird, dürfte diese einschneidende Maßnahme nicht ohne eine Beschränkung der Freizügigkeit der arbeitenden Frauen vor sich gehen. Es hat den Anschein, als ob so manche Ehefrau sich vom Beruf wird zurückziehen müssen, wenn ihr Mann ausreichende Verdienstmöglichkeit besitzt. Mit einem Reiz werden daher die deutschen Frauen auf ihre amerikanischen Geschlechtsgenossinnen blicken, die heute bereits im Berufsleben der Vereinigten Staaten dem Manne völlig gleichberechtigt sind. Gibt es doch gegenwärtig in Amerika kaum einen Beruf, den eine Frau dort nicht ergreifen könnte.

Was würde man wohl in Deutschland sagen, wenn der Vorsitzende einer Steuerprüfungscommission weiblichen Geschlechts wäre? Man stelle sich einmal vor, daß der deutsche Steuerzahler vor der höchsten Instanz erscheint, um seinen Urteilspruch entgegenzunehmen und auf dem Präsidentenstuhl eine junge, elegant gekleidete Dame erblickt. Sicherlich würde er einem solchen Vorsitzenden nicht viel Autorität beimessen. Das ist aber in den Vereinigten Staaten ganz anders. Erst kürzlich wurde eine junge Dame, Miss Annabelle Matthews, zum Mitglied des Board of Tax Appeals ernannt. Damit hat sie einen Platz in der obersten Instanz für Berufungen gegen Steuerfestsetzungen eingenommen, und das ist schließlich ein hoher und verantwortungsvoller Verwaltungsposten. Aber die Befähigung im Amt war zunächst nicht so ohne weiteres zu erlangen. Der Senat, der dafür zuständig war, sträubte sich zunächst, und auch der Präsident Dwyer, der sich vor einiger Zeit gegen die Einsetzung von Frauen in hohe Verwaltungsposten ausgesprochen hatte, mußte seine ablehnende Stellung aufgeben. Dazu mag nicht

wenig die Tatsache beigetragen haben, daß die amerikanischen Frauenvereine, die in den Vereinigten Staaten eine nicht zu unterschätzende Macht repräsentieren, den amerikanischen Präsidenten wissen ließen, sie würden seine unfreundliche Haltung bei passender Gelegenheit vergelten. Diese Opposition magte der Präsident nicht zu entfehlen, zumal seine Beliebtheit infolge der amerikanischen Wirtschaftskrise ziemlich gemindert worden ist. Er hat also Miss Matthews im Amt bestätigt, und so bekleidet denn die neue Steuerkontrollantin seit einiger Zeit ihre Stellung, die ihr ein Monatsgehalt von 4000 M. einbringt. Das ist immerhin eine recht lukrative Tätigkeit.

Miss Matthews ist nicht die einzige Frau, der es gelungen ist, in den amerikanischen Staatsdienst einzubringen. Eine andere, nicht minder elegante junge Dame hat diese schwierige Aufgabe bereits früher gelöst. Es ist Miss Lucile Atcherson, die früher den amerikanischen Gesandtschaften in Bern und Kanada angehört hatte und jetzt einen Posten im Außenministerium der Vereinigten Staaten zu Washington einnimmt. Als amerikanischer Botschafter in Amsterdam war eine Zeitlang die Amerikanerin Miss Fannie D. Field tätig, während Miss Frances E. Willis sich im Foreign Service Officer befindet. Man sieht also, daß die amerikanischen Damen auf dem besten Wege sind, nicht nur wichtige Verwaltungsposten in den Vereinigten Staaten einzunehmen, sondern auch bereits in wichtige diplomatische Posten eingebunden sind.

Zu diesem Bild paßt auch der Propagandafeldzug, der im Augenblick in den Vereinigten Staaten von großen Frauenverbänden geführt wird. Man will allen Ernstes darum kämpfen, daß jede amerikanische Auslandsvertretung einen weiblichen Attache erhalten solle. Zunächst hat man diese etwas unverständliche Forderung damit zu motivieren versucht, daß dieser weibliche Attache sich aller Amerikanerinnen annähmen solle, die das betreffende Land bereisen. Aber diese Begründung war denn doch etwas zu dürrig. So versuchte man denn, der Idee ein anderes Mäntelchen umzuhängen, indem man behauptete, das weibliche Gesandtschaftsmitglied solle im Gegensatz zum Militärattache als eine Art Friedensbotschafterin gelten, es solle soziale und völkerverbindende Funktionen ausüben. Diese Idee nimmt augenblicklich in der amerikanischen Presse einen großen Raum ein, das Für und Wider wird heftig debattiert, ohne daß man jedoch in absehbarer Zeit zu einer Lösung kommen dürfte.

Gesunde Küche im Juni.

Wenn im Frühling und im Sommer die Natur das ganze Füllhorn ihrer Gaben über die Erde ausstreut, dann sollte sich besonders die Hausfrau dies für die Ernährung ihrer Familie zunutze machen.

Im Juni sind es vorwiegend die frühen Gemüse, die die Grundlagen einer gesunden Kost bilden sollten. Spinat und Salat, Mohrrüben, Blumenkohl, Radieschen und Gurken sind jetzt billig und gut und für die menschliche Ernährung wegen ihres hohen Gehaltes in Mineralstoffen und Vitaminen wertvoll.

Diese kostbaren und für den Körper lebenswichtigen Stoffe dürfen aber nicht, wie es leider immer noch vielfach geschieht, durch ungewöhnliche Zubereitung vernichtet und weggeworfen werden.

Es ist falsch, Gemüse mit recht viel Wasser anzusehen und tüchtig auszukochen. Denn unter dem Einfluß der Hitze gerinnt dabei das Eiweiß, die Zellwände plätzen und die Nährstoffe, insbesondere die wasserlöslichen Vitamine und Mineralsalze gehen ins Kochwasser über. Was übrig bleibt, ist ein saft- und kraftloses Gemüse, und wenn dann gar noch dieses Kochwasser in den Ausguss wandert, dann ist das Verschwendung am Gemüse vollendet.

Richtig ist es vielmehr, Gemüse nur mit so wenig Wasser anzusehen, daß gerade noch das Anbröckeln verhindert wird, und es im eigenen Saft unter Zugabe von etwas Fett zu schmoren oder wenn möglich, überhaupt nur zu dünsten. Vor allem darf das Kochwasser nie weggelassen, sondern es muß zu schmackhaften Suppen oder Soßen verwendet werden. Besonders Kindern sollte man in der jetzigen Jahreszeit reichlich Gemüse zu essen geben, denn der kindliche Organismus bedarf der in den Gemüsen enthaltenen Nährstoffe ganz besonders. Selbstverständlich ist es notwendig, Gemüse und vor allem Salat vor der Zubereitung oder dem rohen Genuß sorgfältig zu säubern, um Verunreinigungen mit eventuell krankmachenden Bakterien nach Möglichkeit zu vermeiden.

Dieselbe Vorsichtsmäßigkeit ist auch beim Obst unbedingt erforderlich, von dem uns der Juni vor allem Erdbeeren und Rhabarber bietet. Dieser eignet sich zur Herstellung von schmackhaftem Kompott, von Suppen und besonders zur Bereitung von Rhabarber-Grütze, deren Nährwert durch Zugabe von Milch noch beträchtlich erhöht wird. Auch Erdbeeren in Milch sind im Monat Juni eine besonders nahrhafte Delikatesse. Erdbeeren mit Schlagahne ein seltener Genuß für Ledermäuler. Gesuderte Erdbeeren geben ein köstliches Kompott, und Erdbeerjoghurt, dem Trankwasser zugesetzt, bildet ein allgemein geschätztes Erfrischungsgetränk in der warmen Jahreszeit. Sehr beliebt ist auch die Verarbeitung der Erdbeere zu Marmelade, die als Brot-ausstrich als Füllung für Eiertaschen und dergleichen Verwendung findet.

Leider müssen manche Menschen den Erdbeergenuß mit einem stark zunehmenden, gelegentlich sogar mit Fieber verbundenen Ausschlag haben. Es handelt sich dabei um eine bestimmte Form der Überempfindlichkeit gegenüber Stoffen, die in der Erdbeere enthalten sind, und Menschen, die unter solchem Ausschlag leiden, bleibt nichts anderes übrig, als eben auf den Erdbeergenuß zu verzichten. Dr. C. A.

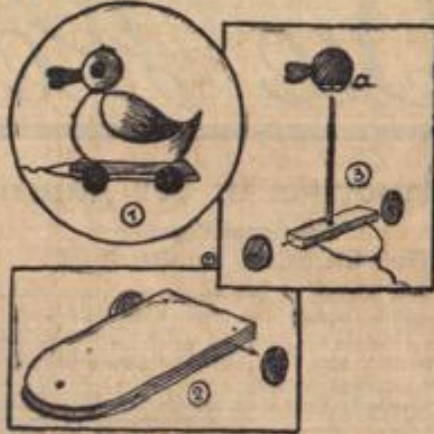
Der Jugendfreund.

Die schwimmende Ente.

Eine Basterei für geschickte Hände.

Abbildung 1 zeigt eine Ente, auf ein Fahrgestell montiert. Die Ente hat einen beweglichen Kopf, und zwar dreht er sich stets nach der Richtung, nach der das Gefährt umwendet. Das hübsche Spielzeug kann ein geschickter Bastler mit wenig Mühe selbst herstellen; die kleineren Geschwister werden dafür dankbar sein. Abbildung 2 zeigt das Fahrgestell, circa 25 Zentimeter lang. Es ist aus 3 dünnen Brettern zusammengeklebt. Man sieht, daß das mittlere Brett kürzer ist. Die Hinterräder werden einfach auf Nägel gesteckt, während die Vorderräder beweglich sein muß. (Abbildung 3.) Die Räder werden ebenfalls mit Nägeln an eine Holzleiste angebracht. Diese Leiste hat in der Mitte einen aufreistehenden Draht. Am besten ist es, wenn man das Untergestell erst nachträglich zusammensetzt, denn der Draht muß durch das im oberen Brett befindliche Loch gesteckt werden. Die ausgestattete Ente hat ebenfalls einen Bohrkanal, durch den der Draht führt. Zweckmäßig ist es, da sie natürlich nur flach wie ein Brett sein kann, den Körper aus zwei Brettern zusammenzusetzen, auf deren Innenflächen der Bohrkanal vorher ausgehöhlet wurde. Oben auf (3a) wird der Kopf gelebt. Wird also die Kasse bewegt, dann bewegt sich auch der Kopf in derselben Richtung.

Der Entenkörper ist nicht schwer auf Holz vorzuzeichnen und auszusagen. Das Ganze wird nachher mit ausgeleimter Wasserfarbe angestrichen, und ein unverwundliches bewegliches Spielzeug ist fertig.



Eine Ente, die den Kopf wenden kann — ein hübsches Geburtstagsgeschenk für die kleinen Geschwister

Das gefochte Ei in der Flasche.

Wir bitten die Mutter, ein Ei zu kochen, und zwar hart, sowie eine Flasche, deren Hals etwa 2 Zentimeter Durchmesser hat. Nun verfahren wir dem Zubereitungs dieses gefochten Ei, das vorher geschält wurde, unzerstört und unversehrt in die Flasche bringen zu können! Man wird es nicht glauben wollen und so führen wir es vor.

Zwei oder drei lange Stäbchen werden vorsichtig angestrichen und in die Flasche gehalten. Nach einigen Augenblicken — die Flasche muß sich erwärmt haben — nimmt man die Stäbchen schnell heraus. Die Luft hat sich in der Flasche erwärmt und ist dünner geworden. Setzt man nun schnell das geschälte hart gekochte Ei auf die Flaschenöffnung, so wird es plötzlich in der Flasche sein! Die Flaschenwandung hat sich abgekühlt, die Luft zog sich zusammen und so dabei das Ei hinein!

Gerade am Kochtopf vorbei!



Insektenjäger Dr. Brandt geriet in Kannibalenhand; Sie lachten und die Augen rollten. Weil sie ihn gleich verschlucken wollten.

Doch Säuwilg Wawuwa schritt stumm dreimal um Gott Mo-Mo herum. Und der ermahnt die Menschenfresser: „Drei Tage warten, das ist besser!“



Sie banden folgsam Doktor Brandt an einen Pfahl mit Fuh und Hand. Die Schwarzen saßen und berieselten. Der Bogen entweicht ein Heer Termiten.



Die laßt das Holz des Pfahles wohl; Sie nagen ihn von innen hohl. Zu Staub zerfällt das morsche Holz. Der Käferjäger reißt sich los!



Seht her! Bin ich nicht stärker da als Gott Mo-Mo und Wawuwa? Da flüchten die Kannibalen, Und Brandt war frei von allen Qualen.



Run sieht er wieder froh-gemut Durch Busch und Wald mit Schirm und Hut. Und freut sich, daß die Käferjagd sich auch mitunter nützlich macht.



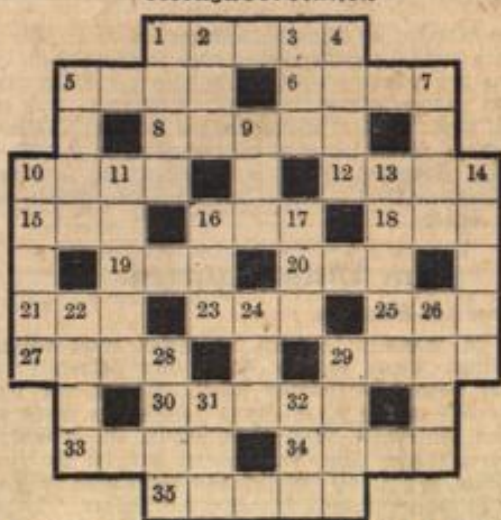
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Gangart des Pferdes, 2. Klostervorsteher, 3. Scheidegruß, 4. Fabelboot, 5. Grünfäule, 7. großes Gewässer, 9. Teil des Pferdefußes, 10. ehemalige Grafschaft in Schlesien, 11. Mädchenname, 13. Zeitangabe, 14. Schulrequisit, 16. Knabenname, 17. Nebenfluß des Rheins, 22. Nebenfluß der Seine, 24. Teil eines Grundstücks, 26. gefürzter Mädchenname, 28. Ausbehnungsbegriff, 29. altes Längenmaß, 31. Hirtengott, 32. jüdischer Begriff.

Waagrecht: 1. Gemütmittel, 5. Transportbehälter, 6. Schußwall, 8. europäische Hauptstadt, 10. Farbe, 12. Kunstflieger, 15. Papstname, 16. bekannte Filmgesellschaft, 18. Papageienart, 19. Lebensabschluß, 20. Kleidungsstück, 21. leblos, 23. Sinnesorgan, 25. Heilmutter, 27. Endpunkt eines Rennens, 29. Knabenname, 30. Obstbaum, 33. und 34. zwei Mädchenname, 35. Straßenzug.

Rätselsprung.



Silben-Rätsel.

a — al — chaus — chel — cho — den
— e — ei — en — fel — flu — grin
— hen — hund — i — im — in —
ker — kohl — kon — lasch — le —
le — lin — lo — long — low — mark
— mi — mund — na — na — ni —
no — nor — nur — on — phon — po
— ren — rew — ros — sar — see —
sen — si — te — te — ten — wat
— weiß — wol — wolfs — za — zert.

Aus diesen 56 Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Sinnspruch ergeben.
(j ein Buchstabe).

1. Gemüseart, 2. Baumfrucht, 3. italien. Opernkomponist, 4. russischer Strom, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Verlehrsstraße, 7. Fernsprecher, 8. Seeinsel, 9. Krankheit, 10. amerikanisch. Dichter, 11. Oper von Rich. Wagner, 12. Verbandsmittel, 13. Polarforscher, 14. Himmelsrichtung, 15. Musikzeichen, 16. Wiberhall, 17. deutsches Zahlungsmittel, 18. Musikveranstaltungsform, 19. Vorfürsorge, 20. finnische Reiterkämpfer, 21. französischer Herrscher, 22. Hunderrasse, 23. Biennenzüchter.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Robel, 5. Rente, 10. Rai, 11. Lalar, 13. Egeria, 15. Somali, 17. Logis, 19. Geier, 20. Ara, 21. Abde, 24. nun, 25. lte, 26. Alm, 28. Greis, 30. Ehe, 32. Klage, 34. Adler, 36. Talent, 38. Sirene, 39. Triaß, 40. Ton, 41. Nabel, 42. Repal. — Senkrecht: 2. Omega, 3. Bari, 4. Elise, 5. Ras, 6. Eloge, 7. Name, 8. Train, 9. Sela, 12. Him, 14. Gorilla, 16. Leuthen, 18. Meter, 22. Dur, 23. Sei, 24. lte, 27. Malta, 28. Genie, 29. Saite, 30. Elena, 31. Erec, 33. Gerd, 35. Drop, 37. Lal. — Pfingst-Bilderrätsel: Pfingsten das liebliche Fest ist gekommen! — Zwei Silben: Viel, leicht, vielleicht. — Silben-Rätsel: 1. septisch, 2. compound, 3. hymne, 4. Rouleau, 5. Export, 6. Iris, 7. barbarisch, 8. Eisenogyl, 9. Dilemma, 10. Ex-libris, 11. Rotis, 12. Konditorei, 13. Utopie, 14. Reiter, 15. Diagnose, 16. Elefant, 17. Parforce-Jagd, 18. Regeldetel, 19. Illustriert. Schreibe, denf und sprich deutsch, das hieret dich! — Diamant-Rätsel: 1. 1, 2. Ril, 3. Jutat, 4. Literat, 5. Maria, 6. Rai, 7. t. — Gleichlautend: Schleudern.

Lüftlign Lkn.



Der Herr Büro-Vorsteher.

"Also, lieber Schmitz, nun mal raus mit der Sprache: Warum habe ich in Büro den Spitznamen Blinddarm?"
"Ja, Herr Direktor, erstens sind Sie immer gelangt, und zweitens weiß kein Mensch, wozu Sie eigentlich da sind!"

Schlimmer.

"Es ist schlimmer, wenn die Frau einen Brief findet, den man in den Kasten zu stecken vergessen hat."
"Ja, aber es ist noch viel schlimmer, wenn sie einen findet, den man zu verbrennen vergessen hat."

Die Höhe.

"Tut mir leid, daß Deine Verlobung zurückgegangen ist, alter Junge."
"Nun, ich werde es verschmerzen müssen. Aber das Gemeinste war doch, als sie mir den Diamantring zurückgab, mit der Aufschrift: 'Vorwärts, Glas!'"



Spiel verlangt.

Können Sie sich nicht eine Armband-Uhr kaufen, Sie Idiot?"

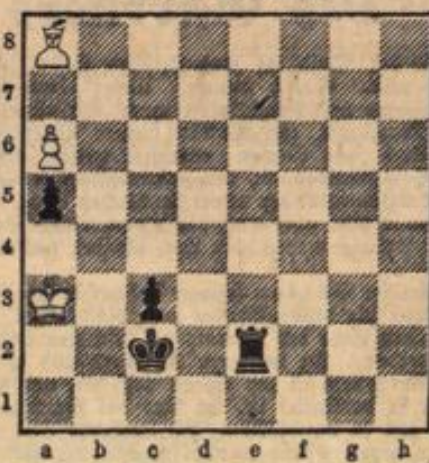
Humor des Auslandes.

Anders belonnen.
"Du hast also die Verlobung mit der Tochter des Bankiers Müller wieder gelöst?"
"Ja — ich hatte gehört, sie gäbe Hunderte für ihre Schneiderin aus."
"Ja und nun?"
"Nun werde ich die Schneiderin beiraten!"
(Humorist.)

Kann man verstehen.

"Sie scheinen gar nicht musikalisch zu sein, Herr Kulide, obwohl Sie doch vier musikalische Töchter haben!"
"Ja, lieber Freund — wenn Sie vier musikalische Töchter hätten, wären Sie bestimmt auch kein Musikfreund!"
(Karikaturen.)

Nr. 53. F. Lazard.



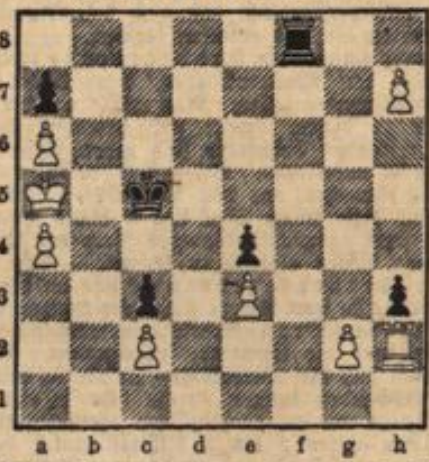
Weiß: Ka3, La8, Ba6. Schwarz: Kc2, Tc2, Ba5, c3.

Weiß am Zuge macht remis.

Eine vortreffliche, sehr interessante Endspielstudie.

1. a7—Te8, 2. Lc6—Th8, 3. a8d—Txa8. Nun hat Weiß zwar den Turm erobert, befindet sich aber, wie der nächste Zug des Gegners zeigt, scheinbar in einer klaren Verluststellung. 4. Lxa8—Kd3! Mit der Drohung 5... c2, 6. Kb2—Kd2 usw. 5. Kb3 um mit L4+ fortzusetzen. 5... a4+, 6. Ka2—c2. 7. Lc4+! Dieses Läuferopfer führt zu einem verblüffenden Remisschluß. 7... Kxc4, 8. Kb2—Kd3, 9. Kcl. Auf 9... a3 sowohl, wie auf 9... Kc3 ist Weiß patt.

Nr. 54. A. O. Herbstmann.



Weiß: Ka5, Th2, Ba4, a6, c2 e3, g2, h7.

Schwarz: Kc5, Tf8, Ba7, c3, e4, h3.

Weiß zieht und gewinnt.

Bei dieser hübschen Aufgabe gilt es hauptsächlich, die Drohungen des Schwarzen zu berücksichtigen. Der weiße König steht nämlich patt und ist bedroht durch Tf5 nebst Kc4 (oder umgekehrt) mattgesetzt zu werden. Auf 1. Txb3—Tf5, 2. g4!—Tg5, 3. Th5! erzielt Schwarz durch Kc4+, 4. Txb3 patt. Zum Gewinn führt nur 1. g4. Schwarz muß nun seine Drohung durch 1... Te8 aufrechtzuerhalten suchen. Darauf folgt 2. Txb3—Te5. Weiß darf nun nicht die Mattdrohung durch h8d parieren wegen Kc4+, Dxc5 und Schwarz ist patt. Aber h8L! gewinnt. Denn auf Td5 folgt Th5, worauf nach Kc4+—Txd5 keine Pattstellung vorhanden ist und auf 3... Tg5, entscheidet Lf6.

Viele Endspielstellungen bis zur Entscheidung durchzurechnen ist fast unmöglich. Man muß daher versuchen sie nach gewissen Grundsätzen zu beurteilen. Hierüber sprach Dr. Zepler kürzlich in Hamburg. Er ging von der Opposition im Bauernendspiel aus und zeigte, daß sie keineswegs immer den Ausschlag gebe. Wohl aber kommt es darauf an, gewisse Felder, die in bestimmter Beziehung zu den Bauern stehen, mit dem König zu besetzen. Dr. Zepler machte das an dem folgenden Beispiel klar: Weiß: Kc2, Bd2. Schwarz: Kd8. Hier sind die entscheidenden Felder für Weiß: c4, d4, e4 also die Felder gerade und schräg vor dem Bauern, getrennt von ihm durch ein dazwischen liegendes. Besetzt der weiße König eines dieser Felder, so gewinnt Weiß das Endspiel. Ob er oder Schwarz am Zuge ist, macht keinen Unterschied; denn Schwarz kann die Besetzung eines dieser Felder durch den weißen König nicht verhindern, da er zu weit entfernt ist. Recht lehrreich war die von Dr. Zepler gezeigte Stellung Kc2, Bb2; Kf6, Ba4. Geht Weiß mit 1. Kc3 auf den schwarzen Bauern a4 los, so spielt Schwarz a3 und gelangt auf b2x a3 mit seinem König zeitig genug nach a8, um unentschieden zu machen. Geschieht aber 1. Kc3—a3, 2. b3 so erobert Weiß zwar den schwarzen Bauern. 2... Kc3, 3. b4—Kd5, 4. Kb3—Kc6, 5. Kxa3 wird aber an der Besetzung eines der entscheidenden Felder a5, b5 und c5 durch den schwarzen König verhindert. Er muß daher versuchen, Tempi zu gewinnen und das erreicht er durch Verkürzung des Weges nach a3. Er macht statt 1. Kc3 den zunächst merkwürdigen Zug 1. Kbl. Es folgt 1... a3, 2. b3—Kc5, 3. Ka2—Kd5, 4. Kxa3—Kc5, 5. Ka4—Kb6, 6. Kb4 und nun besetzt Weiß a5 oder nimmt c5 und gewinnt. Hat Weiß einen Bd4 und wird dieser durch einen schwarzen Bd5 gehemmt, so sind die entscheidenden Felder zur Eroberung von Bd5, die drei Felder zu beiden Seiten des schwarzen Bauern, als a5, b5, c5 und e5, f5, g5.

Partie Nr. 22. Holländisch.

Weiß: Nimzowitsch, Schwarz: Colle.

1. c4—f5, 2. d4—Sf6, 3. g3—e6, 4. Lg2—c5. Dem Diagonaldruck von Weiß will Schwarz so begegnen, daß er einen Nahkampf der Bauern eröffnet. 5. Sf3—Sc6, 6. d5. Ein ernst zu nehmender Blockadeversuch. 6... exd5, 7. exd5—Sb4, 8. Sc3—d6, 9. Sd2. Die Bauernmehrheit links soll durch den Blockadezug Sc4 entwertet werden. 9... Le7, 10. Sc4—0—0, 11. 0—0—Th8. Hier kam 11. b6 nebst Lb7 stark in Betracht. 12. a3—Sa6, 13. b4!—cxb4! Ein grober Fehler. 14. axb4—Sxb4, 15. Db3!—Sa6? Die einzige Spielweise bestand noch in 15... a5, 16. Txa6 Natürlich. 16... Ta8, 17. Ta3—Sd7, 18. Le3. Aufgegeben.

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im Juni.

Noch steht der Wald im malerischen Grün, und der Wiesenteppich wird täglich bunter. Unter dem Einfluß fruchtbarer Wärme und Feuchtigkeit macht sich allenthalben ein üppiges Wachstum, ein Werden immer neuen Lebens bemerkbar. Auch der Garten enthält seinen köstlichen Schatz herrlicher Blumen in den manniglichsten Färbungen, die ihrer Königin, der unvergleichlichen Rose, freudig huldigen. Damit geht aber auch die wonnereichste Zeit des Jahres ihrem Ende entgegen: der Lenz scheidet, und es naht der Sommer.

Jetzt macht der Garten seinem Besitzer größte Freude. Es können schon die ersten Ernten von Radieschen, Salat, Erbsen und gegen Ende des Monats die köstlichen Erdbeeren eingebeimst werden. Die weiteren Kulturen sind sorgfältig zu pflegen. Vor allem ist der Boden nach wie vor flach zu lockern, so oft er verkrustet ist, um ihm die Feuchtigkeit zu erhalten und ihn zu durchlüften. In trockener Zeit ist alle 2 bis 3 Tage gegen Abend durchdringend zu gießen. Die benetzten Stellen belege man mit Torf oder Erde, damit sie nicht verkrustet, und das Wasser nicht zu rasch wieder verdunstet. Überall ist das Unkraut frühzeitig vor der Blüte zu vernichten. Die Saatbeete werden fleißig geläutet, und zu dicht stehende Keimlinge verdünnt.

Auch im Obstkarten dürfte mit dem nur Reize gebenden Vorrat an Winterfeuchtigkeit zu rechnen sein. Darum ist es eine dringende Notwendigkeit, die Obstbäume und Beerensträucher reichlich zu bewässern, namentlich bei anhaltender Trockenheit umso mehr, als die Niederschläge der letzten Zeit bei weitem nicht ausreichen, die Trockenheit in den tieferen Bodenschichten zu beseitigen. Wollen wir den Fruchtanfang erhalten und in seiner Entwicklung fördern, so kann dies nur durch eine Bewässerung der Gehölze geschehen. Gleichzeitig werden sie auch dadurch gesund erhalten, und ihr Wachstum wird bald wieder ins Gleichgewicht gebracht sein. Es ist selbstverständlich, daß auch die Baumstämme stets in gelockertem Zustand erhalten bleiben.

Bei der bald einsetzenden Ernte treffen man eine Auswahl der Mutterpflanzen, von denen junge Pflanzen gezogen werden sollen. Man wähle nur die fruchtbarsten Stöcke zu diesem Zwecke und bezeichne sie durch Stäbe. Die reifenden Erdbeeren sind gegen Beschädigung mit Holzwolle zu unterlegen. Bei den Himbeeren entferne man die schwachen, aus dem Wurzelhals kommenden Jungtriebe und lasse jedem Stock nur 4 bis 5 Triebstübe, damit sie sich stark entwickeln können. Nach der Ernte ist der festgetretene Boden alsbald zu lockern. — Die Baumtriebe der Frühjahrsveredlung sind an die Stäbe anzuhängen, damit sie vom Winde nicht abgetrennt werden. An den Äpfeln und Birnen-Spaltarten werden die Seitentriebe entfernt und die Leittriebe angebunden. Bei den Pfirsichspaltarten sind die überflüssigen Triebe zu beseitigen. Die fertig treibenden jungen Triebe der Weinstöcke werden angeheftet und die überflüssigen ebenfalls entfernt. Die Bogenreben sollten 2 bis 3 Blätter hinter den Ge-

schienen (Blüten) gekürzt werden, damit sich die Beeren desto fröhlicher entwickeln.

Den Schädlingen der Obstbäume ist energisch zu Leibe zu rücken. Wo sich kleine Herde der Blattlaus zeigen, sind sie sofort zu vernichten, da sie sich sonst weiter ausbreiten. Zum Fange der Obstmaden sind die bekannten Fallen an die Stämme zu legen. Alles Fallobst wird regelmäßig aufgesammelt und vernichtet. Die zahlreichen Käupchen der Apfelschneckenmotte zerdrückt man mit einem Lappen, die unzugänglichen können durch die Raupenfalle vernichtet werden. Die Raupen der Stachelbeerwespe bekämpft man am sichersten durch Betäuben der Sträucher mit Kalkmilch, Holzasche und Tabakstaub.

Im Gemüsegarten lohnt es sich, noch einige Ausläufer von Kohlrarten, Mangold, Kopfsalat, Winterendivien, Rotenrüben und Rettich vorzunehmen. Selbst Buschbohnen geben, jetzt gelegt, in einem günstigen Herbst noch eine hübsche Ernte.

Gepflanzt werden jetzt: die verschiedenen späten Kohlsorten, besonders Rosenkohl, Kopfsalat, Lauch und Sellerie. Der Winterkohl wird vorteilhaft erst im Juli gepflanzt.

Die Spargelernte muß am Johannistag, bei jungen Anlagen sogar schon etwa 10 Tage vorher eingestellt werden, ebenso die des Rhabarbers, damit sich die Pflanzen erholen und kräftigen können. Die Spargelbeete werden alsbald gebodet oder flach umgegraben und gleichzeitig mit verrottetem Mist gedüngt, dem man noch 35 bis 40 Gramm Pflanzennährsalz auf 1 Quadratmeter zufügt. Dasselbe gilt auch für den Rhabarber.

Im Blumengarten sind die Stauden, die jetzt in Blüte stehen, bei trockenem Wetter reichlich zu bewässern und ihnen öfters ein leichter Düngaus von veratener Jauche oder einer Nährsalzlösung zu geben. Den Dahlien belasse man nur einige der stärksten Stängel. Sie bauen sich besser auf, und ihre Blüten werden schöner und größer.

Die Einjahresblumen sind, wenn sie an Ort und Stelle ausgelegt wurden, zu vereinzeln, wobei die schwächsten Keimlinge entfernt werden. Am den Blütenstiel des Löwenmäulchens zu verlängern, entfernt man die Triebe, die dann nach dem Hauptstiel zu blühen beginnen. Dasselbe Maßnahme kann bei den verschiedenen Phloxarten und bei Dolium vorgenommen werden. Der im Mai ausgelegte Goldblad ist Ende des Monats zu verpflanzen. Jetzt müssen auf vorbereitete Beete ausgelegt werden: Stiefmütterchen (Pensee), Nadelblumen und Silenen, damit sie sich bis zum Herbst zu kräftigen Pflanzen entwickelt haben.

Nach beendeter Frostgefahr können unsere Zimmerpflanzen zu ihrer Kräftigung ins Freie gebracht werden. Zunächst werden sie in neue, nahrhafte Erde umgetopft und einige Tage an schattiger Stelle untergebracht. Dann setzt man sie im Garten mit dem Topf bis an dessen Rand in die Erde.

Aus dem Gemüsegarten.

Warum die Gurken bitter werden.

Das Bitterwerden der Gurken hängt von verschiedenen Umständen ab. Vor allem kann die wärmebedürftige Gurke kein kühles Wetter vertragen. Bei raschem Temperaturrückgang treten Saffstodungen ein, die am empfindlichsten die noch in der Entwicklung begriffenen, also die kleinen und noch halblangen Früchte trifft. Sie nehmen den unangenehmen bitteren Geschmack an, während die ausgewachsenen verschont bleiben. Das Beste Abwehrmittel gegen diese Erscheinung besteht darin, die Saffstodungen zu verhüten. Das geschieht, wenn die Beete mit gut verwestem Mist oder Torfmull abgedeckt werden. Diese Decke verhindert eine starke Abkühlung des Bodens bei plötzlich auftretendem Wettersturz und hält außerdem das Erdreich feucht und locker. Es darf auch nur mit abgehandenem Wasser, das heißt solchem, das die Luftwärme besitzt, gegossen werden, sonst kann es leicht geschehen, daß auch dadurch die Gurken einen bitteren Geschmack bekommen. Schließlich wird auch diese unangenehme Eigenschaft durch eine längere direkte Sonnenbestrahlung der Früchte hervorgerufen. Entblößte Früchte legt man daher am besten unter Blätter.

Rosenkohl als Zwischenpflanzung.

Einen zufriedenstellenden Ertrag erzielt Rosenkohl nur bei rechtzeitigem Pflanzen und bei weitem Stand. Das sehen muß in der Zeit vom 1. bis 10. Juni, nicht früher oder später geschehen. Die Stängel der Sekupflanzen sollen die Stärke eines Gänsefußes haben. Bei zu frühem Pflanzen bleiben die Köpfe flatterig und schließen sich nicht fest zusammen. Die nach Mitte Juni gesetzten Pflanzen vermögen keine großen Köpfe mehr auszubilden. Bequemt wird ihre Ausbildung durch einen recht weiten Stand. Der Zwischenraum soll alleinstig 60 bis 70 Zentimeter betragen. Dies läßt sich am wirtschaftlichsten gestalten, wenn der Rosenkohl als Zwischenpflanze verwendet wird, zum Beispiel am Rande eines Gurkenbeetes, wo er gleichzeitig den Gurken Schutz gegen kalte Winde gewährt. Auch mit Buschbohnen, wenn sie eine halbe Stallschichtung erhalten haben, kann am Rande des Beetes eine überaus günstige Verbindung mit Rosenkohl hergestellt werden. Eine starke Stickstoffdüngung würde große flatterige und lockere Köpfe zur Folge haben, auch wenn die oberste Triebspitze des Strunkes abgeschnitten wird. Dies ist ohnehin eine Maßnahme, die eher nachteilig als förderlich auf die Ausbildung der Köpfe wirkt. Wer den Rosenkohl als Zwischenpflanze in Bohnen verwenden will, bringe nur zwei Reihen Bohnen, 50 Zentimeter voneinander entfernt auf ein Beet gewöhnlicher Breite, dann bleibt am Rande noch Platz genug für den Rosenkohl.

Wie die Ernte der Erbsen verlängert werden kann.

Erbsen sind, vermöge ihrer tiefgehenden Wurzeln, gegen Trockenheit widerstandsfähiger als irgend eine andere Gemüsepflanze. Inzwischen ist ihnen auch lang andauernde Trockenheit und große Hitze gehörig zu, so daß sie bald verdorren. In solchen Zeiten sollte man die Erbsen wie Bohnen alle drei bis vier Tage einmal durchdringend bewässern. Damit wird auch die Blütdauer verlängert und eine besondere Zartheit der Körner erreicht. Niemals dürfen plötzliche Erbsen hängen bleiben, selbst zu die gewordenen müssen abgenommen werden. Dies bietet den Vorteil, daß die Pflanzen zu neuem Blühen und Fruchten angeregt werden.

Wie wird ein guter Wurzelballen erzielt.

Ein guter Wurzelballen der Gemüseklinge ist die Voraussetzung für ihr rasches Anwachsen. Zu einem solchen gehören viele kleine Wurzeln, deren enges Geflecht die benachbarten Erdteile umflummert und festhält. Es bildet in seiner Gesamtheit dann den Wurzelballen. Aus ihm versorgt sich die versetzte Pflanze mit Wasser und Nahrung, um neue Wurzeln in der nächsten Zeit zu bilden. Mit kleinen Kunstgriffen gelingt es, auf die Entwicklung eines guten, vollkommenen Ballens günstig einzuwirken. Man braucht nur die Keimlinge zwei bis drei Tage kurze Zeit vor ihrem Verpflanzen trocken stehen zu lassen. Dann bilden sie in ihrer Rot, nach Wasser zu suchen, alsbald eine Menge neuer Haferwurzeln nach allen Richtungen. Zur Schonung des Wurzelballens beim Herausnehmen der Setzlinge müssen sie vorher durchdringend gegossen werden, damit sie sich leicht aus dem Erdreich lösen und die umflummerten Bodenteile festhalten. Am besten hebt man die Setzlinge mit einem Handspaten aus und pflanzt sie ohne langes Zögern vorsichtig auf die Beete.

Durch Auspflücken werden vollkommene Früchte erzielt.

Es ist für den Baum wie für die Entwicklung der Früchte nicht gut, ihm bei überreichem Behang allzu viele Früchte zu belassen. Besonders beim Formobst, von dem wir tabellarisch, vollkommenes Tafelobst erzielen wollen, ist dies zu beachten. Nun wird bald nach dem Fruchtanfang ein guter Teil der jungen Früchten abgestoßen, weil sie von dem Baume nicht ernährt werden können. Man beilegt sich daher nicht zu sehr mit dem Entfernen und warte damit, bis sich die Äpfel oder Birnen zu der Größe einer Nuß entwickelt haben. Dann sind zunächst die verkümmerten, verkrüppelten oder beschädigten Früchte zu beseitigen. Verbleibt wäre es nun, all diese Früchte auf einmal wegzunehmen. Dadurch würde bei der starken Nahrungsaufnahme der Früchte eine Saffstodung von nachteiligem Einfluß entstehen. Werden dagegen die Früchte in Pausen von etwa 14 Tagen, also nach und nach ausgepickt, dann verteilt sich die Nahrungsaufnahme auf die hängenbleibenden Früchte. Diese entwickeln sich nun zusehend. Die kalifornischen Obstzüchter pflegen ihren Obstbäumen durchweg nur ein gutes Drittel der Früchte zu belassen und erzielen dadurch eine Ernte, deren Gesamtwert erheblich größer ist, als die eines nicht ausgepickten Behangs. Außerdem wird die Kraft des Baumes wesentlich geschont, so daß er in der Lage ist, die Fruchtknospen für das nächste Jahr um so besser auszubilden. Eine sichere Ernte ist denn auch im folgenden Jahre zu erwarten.

Bei einer Reihe von Sorten ist das Auspflücken unbedingt zur Erzielung schöner großer Früchte notwendig. So bringt der Minster von Hammerstein nur kleine, unansehnliche Früchte, wenn ihm nicht ein Teil frühzeitig genommen wird. Auch bei der reiftragenden Goldparmäne ist dies der Fall. Es dürfen bei beiden Sorten nur zwei Früchte an jedem Fruchtstiel hängen bleiben. Bei der Birne Gute Luise von Arentsch löst man nur zwei, bei reichem Behang sogar nur eine Frucht an jedem Fruchtstiel, damit sich ihre an und für sich kleine Früchte gut ausbilden. An der Clairdeaus Rutterbirne kann man sich jedes Jahr von der Notwendigkeit des Auspflückens überzeugen. Sie wirkt

nämlich regelmäßig oft schon halbausgewachsene Früchte ab. Damit wird unnötigerweise eine Menge Nahrungstoffe vergeudet, die den hängenbleibenden Birnen bei frühzeitigem Ausdünnen zugute gekommen wären. Allerdings muß man sich hierbei auch nach dem Wachstum des Baumes und seiner Pflege richten. Man sollte es nicht veräumen, die Bäume während des Sommers öfters zu bewässern und zu düngen, auch ein beachtenswertes Mittel zur Erzielung großer, vollkommener Früchte.

Im Blumengarten.

Rosenpflege im Sommer.

Auch im Sommer bedürfen die Rosen einer aufmerksamen Pflege, wenn sie uns durch ihre Schönheit und Blütenfülle voll und befriedigend sollen. Stellen wir jedoch hohe Ansprüche an die Rosen, dann müssen wir ihnen auch die nötigen Nährstoffe durch die Düngung in genügender Menge bereitstellen. Wer es veräumt hat, im Herbst zu düngen, sollte so bald als möglich das Versäumte nachholen und den Pflanzen öfters Düngegüsse verabfolgen. Dadurch wird ein günstiger Verlauf der ersten Blütezeit bewirkt und die Entwicklung der zweiten Blüte gefördert. Mit Jauchegüssen sei man recht vorsichtig. Sie bewirken ein hartes Treiben des Holzes auf Kosten der Blüten. Reichliches Gießen, besonders in trockener Zeit, ist unbedingt nötig. Wenn sich Ungeziefer einstellt, ist ein öfters Abspritzen am Abend das beste Mittel zu seiner Vernichtung.

Beim Schneiden der Rosen gebe man schonend vor. Niemals schneide man die Blumen mit langen Stielen, denn dadurch schwächt man die Stöcke zu sehr. Mehr als zwei Blätter sollte man mit der Blüte nicht entfernen. In der Blattaachse dieser Blätter sitzen nur kümmerliche Knospen, während das nächste Blatt eine kräftige Knospe birgt, aus der sich bald eine Blüte entwickelt. Alle abgeblühten Rosen sind daher, sobald sie flatterig werden, wegzuschneiden zum Vorteil der Pflanze, deren Blütezeit dadurch verlängert wird. Man lasse es auch nicht an Samenbildung kommen, die der Pflanze zu viel Nahrung und Kraft kostet.

Zuchtauswahl der Erdbeerpflanzen bringt Höchsterfolge.

Es ist nicht allein damit getan, sich bei den Erdbeeren durch sorgfältige Bodenbereitung, Düngung und Bewässerung Höchsterfolge zu sichern. Es kommt vor allem auch auf die richtige Auswahl des Pflanzenmaterials an. Schon beim Auspflanzen sind die Pflanzen zu beobachten, und eine Auswahl der schönsten Stöcke mit den reichsten Blütenständen durch Stäbe zu kennzeichnen. Sie sollen uns als Mutterpflanzen zur Vermehrung dienen. Grundrath muß sein, aus den von ihnen gewonnenen Jungpflanzen wiederum nur die fruchtbarsten zur Weiterzucht zu wählen. Nur auf diese Weise gelangen wir nach einer Reihe von Jahren zu einer Hochzahl von bester Ertragsfähigkeit.

Bei unseren fortgesetzten Beobachtungen werden wir auch bald Erdbeeren entdecken, die nur mangelhaft oder gar nicht blühen, also unfruchtbar sind. Diese Pflanzen werden sofort herausgestochen. Es hat keinen Zweck, sie länger stehen zu lassen in der Meinung, daß sie im nächsten Jahre reichlicher tragen könnten. Dieser Wandel tritt nämlich in der Regel nicht ein. Die entstandenen Lücken kann man neu bepflanzen, indem die Ranten von den ausgewählten Pflanzen dorthin geleitet werden. Wichtig ist, die erwähnte Zuchtauswahl nur bei zweijährigen Pflanzen zu treffen, da sie sich in der besten Entwicklung befinden und in der Lage sind, kräftige Ranten und mächtige Jungpflanzen zu bilden. Dagegen sind die einjährigen Pflanzen selbst noch in der Entwicklung begriffen und können keinen vollwertigen Nachwuchs liefern. Auch beim Einkauf vergewissere man sich, daß man nur hochwertiges Pflanzenmaterial aus durchgeleierten Mutterpflanzen erhält. Die einjährigen Erdbeeren sind frühzeitig zu entzweigen, damit die jungen Pflanzen nicht zu viele Nährstoffe, die sie selbst für ihren Aufbau noch nötig brauchen, an die Ranten abgeben.

Zu welcher Tageszeit sollen die Erdbeeren geerntet werden?

Die beste Zeit für das Pflücken der Erdbeeren sind die frühen Morgenstunden. Dann besitzen die Früchte noch ihren zarten Duft und ihr köstliches Aroma, das bald schwindet, wenn sie von der Sonne beschienen werden. Dabei darf man niemals in den heißen Tagesstunden pflücken. Die geernteten Früchte sind bis zum Verbrauch möglichst in einem kühlen Raume aufzubewahren und vor Licht zu schützen. Zum Pflücken selbst ist zu bemerken, daß sie nicht mit den Fingern berührt werden dürfen. Die Frucht ist vielmehr am Stiel zu lassen und mit den Fingern abzutrennen, oder mit der Schere abzuschneiden. Rasam ist, die Früchte gleich zu sortieren, indem man die großen, tadellosen vorsichtig in ein Kästchen legt und die kleinen, sowie beschädigten Früchte absondert.

Paradiesunterlage bringt schönes Obst.

Es dürfte durchaus nichts Neues für den Obstzüchter sein, daß die Unterlagen, auf der ein Baum veredelt ist, einen wesentlichen Einfluß auf sein Gedeihen, Wachsen und Fruchten hat. Ganz besonders tritt dies beim Apfel in Erscheinung, wenn er auf den schwachwüchsigen Paradiesapfel, einen Strauchapfel mit kleinen Früchten veredelt ist. Selbst starkwüchsige Apfelsorten werden durch diese Unterlagen in ihrem Wuchse gehemmt und tragen, dadurch zur Bildung von Fruchtholz veranlaßt, schon früh und reichlich, während sie auf dem Solitapfel oder Doudin erst einige Jahre später zum Tragen kommen. Noch weit wichtiger namentlich für den Absatz des Obstes ist die Tatsache, daß die Apfelbäume auf Paradies durchweg nur schöne, gleichmäßig große Früchte hervorbringen. Durch besondere Größe, Schönheit und Farbe zeichnen sich in diesem Falle aus: Landsberger Renette, Cor'-Orangen-Renette, Ananas-Renette, Weiher Klarapfel u. a., während häufig dieselben Sorten auf Doudin veredelt nur kleine, unansehnliche Früchte erzeugen. Will man also aussergewöhnliches schönes Tafelobst ernten und einen früheren Ertrag von seinen Bäumen haben, dann pflanze man Apfel auf Paradiesunterlage.

Allerdings wachsen mit dem Ertrag der Bäume auch ihre Ansprüche an den Boden. So gedeihen unsere Apfelbäume auf Paradiesunterlage auch schon wegen ihres fein verzweigten Wurzelwerkes nur auf besseren Böden, langsamem Lehm- oder leichtem Sandboden. Auf leichtem Boden werden die Bäume einen kümmerlichen Wuchs.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 138.

Sonntag, 31. Mai.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von C. Tschauner.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine peinliche Frage! Siegfried ist sich über ihre Beantwortung selbst noch nicht im klaren.

„Ich vermute, daß der Dieb — eventuell sind es auch mehrere —, unter den Hotelangestellten zu suchen ist. Ehm! Ja — oder unter den Hotelgästen. Das hört man ja öfter. Freilich, in diesem Falle muß ein ganz ausgefuchter, spitzfindiger Halunke am Werke gewesen sein. Im Grunde genommen würde es mich interessieren, den Kerl einmal kennenzulernen. — Ganz schwere Klasse, der Junge.“

Aber Siegfrieds Worte haben plötzlich Farbe und Klang für seine Begleiterin verloren. Sie kommen von weit her, gleichen der schlechten Übertragung einer Stimme, deren Laut das Ohr fängt, ohne die gesprochenen Silben zu verstehen.

Méribels Sinne werden absorbiert von der Intensität eines einzigen, des Gesichts. Sie sieht mit verfinstelter Schärfe. Beobachtet den Herrn im graumelierten Anzug mit den breiten Schultern und der etwas untersehten Statur. Er hat die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt und schlägt beim Gehen mit dem Spazierstock rhythmisch gegen die Fersen. Es ist die lästige Bewegung eines gelangweilten Flaneurs, aber sie paßt schlecht zu seinem Wesen, zu der bewußten Wachheit seines Blicks, zu den Augenbrauenfalten über der Nasenwurzel und den gekniffenen Lippen.

Rendler!

Jetzt ist er vor, jetzt in gleicher Linie mit ihr, jetzt dreht er sich nach ihr um. Sie spürt es, ohne hinzuschauen.

Unsinn, es ist doch fast ausgeschlossen, daß er sie erkannt hat! Nach Jahren, anders gekleidet, anders geschnitten. Aber Méribel weiß aus eigener Erfahrung, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit ein Gedächtnis geschliffen werden kann.

„Was meinen Sie dazu?“, wiederholt Siegfried verwundert. Er ist am Schluß seiner Ausführungen angelangt.

„Ich, oh, ganz dasselbe — natürlich“, stammelt Méribel und hat nach Sekunden die Anwesenheit ihres Begleiters schon wieder vergessen. Ein Blinzeln in die Schaufensterheide, — zwei Meter entfernt, spiegelt sich ein hellgrauer Anzug.

Auch eine Betise, sich in nächster Nähe des „Splendid“ einzumieten! Eine unbändige Wut kocht in ihr empor. Gegen Narewski, der ihr diese Pension einmal empfahl, gegen die kurzichtige Frau Professor, gegen Siegfried Niese, gegen sich selbst.

In einem Obstarren läuft sie eine Banane, weidet dabei wie zufällig den Kopf. In knapper Entfernung studiert der graue Herr die Abfahrtstabelle der Straßenbahnstraße.

In der verborgenen Rodtasche über dem Knie brennen die Tausendmarknoten nischlich auf der Wut, und das graue Lederbeutchen an der Brust wird selbstsam schwer und gewichtig. Schwer und gewichtig

wie Indizien, die genügen, sie des Hoteldiebstahls zu überführen.

Da blüht ein Rettungsgedanke in ihr auf.

„Sie sprachen vorhin von Ihrem Büro? Was haben Sie eigentlich für ein Büro? — Wie? — Ein Heiratsbüro? Darunter kann ich mir gar nichts vorstellen! Darf man sich das wohl einmal ansehen?“

„Aber bitte. Es ist auch gar nicht weit von hier“, stottert Siegfried und fühlt sein Blut bis in die Schläfen hämmern. Freudige Überraschung, tödliche Verlegenheit und momentane Verständnislosigkeit ringen in ihm um die Oberhand. Doch der Kampf bleibt einstweilen unentschieden.

Und während sie zu dem Hause mit dem Emailleschild „Siegfried Niese, Heiratsvermittlungsbüro“, pilgern, folgt ihnen in kurzem Abstand der Spazierstock auf dem Rücken des grau gekleideten Herrn.

Fünftes Kapitel.

Das Haus, das Frau Kuliske's Domizil und somit auch Siegfrieds Büro beherbergte, rechnete zu den ehrwürdigen Gebäudeveteranen des Berliner Westens. Es hatte eine studprohnde, dunkelgraue Fassade, eine Einfahrt und eine kunstvoll schmiedeeiserne Aufgangstür „nur für Herrschaften“, hohe, steile Treppen und Blumenfenster mit farbenfroher Bleiverglasung, auf denen riesige Wasserrosen und Schilfgräser in winzigen Miniaturseen schwammen. Man konnte sich, wenn man seine Vorderfront beachtete, des Gefühls nicht erwehren, daß in seinen Wohnungen noch sogenannte „gute Stuben“, mit Maratistkräutchen, Plüschdraperien und Häfeldeckchen existierten, und empfand es sonderbar und beinahe stilwidrig, wenn vor dieser Verkörperung des verstrichenen Jahrhunderts statt einer bedächtig-vornehmen Kalesche ein unruhig ratternder Kraftwagen hielt, was sehr oft geschah, da sich im Hof eine Auto-Reparaturanstalt befand.

Es mußte wohl ein bauliches Geheimnis dieses Hauses sein, daß das Tageslicht in seinem Treppensflur nie zu Nacht und Wirkung gelangte, sondern zu einem schattigen Halbdunkel abstumpfte, ein Umstand, der sich die Portiersfrau, im Arbeiten nicht halb so fleißig wie im Reden, hier und da zum Nutzen werden ließ.

Siegfried hatte dieser Tatsache in den eineinhalb Jahren, die er bei Frau Kuliske wohnte, noch nie besondere Bedeutung beigemessen, heute als er neben der Fremden die Treppe hinaufging, störte ihn das durchgetretene Loch im Kolosläufer des ersten Stockwerkes furchtbar. Er stieß immer eine Stufe zwischen sich und ihrem dunkelblauen Seidenmantel, und diese äußere Entfernung dünkte ihm Folge und Sinnbild des inneren Intervalls, das sie beide trennte. Oder vielleicht tat er es auch, weil er fürchtete, sie könnte sonst das harte und schnelle Pochen hören, mit dem sein Herz gegen seinen Körper schlug, der hohl und schwer zugleich war. Oder weil er glaubte, so besser überlegen zu

können, welche Wendung er dem Gespräch geben könnte, geben müßte oder — wollte, wenn sie in seinem Zimmer ihm gegenüber saß. Seine Worte waren verströmt, leicht und frei und schön, als er sich in Gedanken dieses Rencontre mit Rede und Gegentrede ausmalte. Aber sie waren plötzlich fort, geflohen vor seiner Bestimmtheit und ließen sich nicht wieder einfangen, so sehr er sich auch bemühte. Noch am ersten Treppenaufgang sagte er den energischen und tapferen Entschluß, sie jetzt zu verwirklichen und auszusprechen. Aber schon an der nächsten Biegung des Geländers geriet sein Voratz ins Wanken durch die Angst der Erkenntnis, daß diese Frau, die kühl und unnahbar vor ihm hertritt, auf seine Zärtlichkeiten anders reagieren und antworten würde, als es gutta und seinen Intentionen gehoriam die Gestalt getan, die durch seine Träume glitt. Und von trauriger Niedergeschlagenheit erfüllt, begriff Siegfried, daß es Dinge und Situationen gibt, die das Leben nie realisieren, deren Erfüllung es Einbildung und Illusion überlassen sollte. Die Wirklichkeit brachte sie nah und rückte sie zugleich in ungreifbare Ferne. Mochte das, was Phantasie von aller Herbeheit und Enttäuschung löste, groß und scharfkantig, so daß die Hände, ungeschickte und ungeübte Hände, sich scheuten zuzugreifen.

„s ist ja Quatsch, dachte Siegfried, das mit dem Imponieren-Müssen und so weiter, ist ja alberner Quatsch! Imponieren kann man einer Frau, wenigstens einer solchen Frau, wenn man sie in seiner Villa einlädt, eine kleine luxuriöse Villa mit einer Bains-Strade und schillernden Blumenbeeten davor wie Kommerzienrat Bierregg im Westend eine hatte, dessen Köchin ihm auf einmal sechs Paar Seidenstrümpfe abgekauft hatte, ohne auch nur einen Pfennig abzuhandeln. So ein Haus atmte Sieghaftigkeit und Sicherheit und hatte eine vertusfelte und verführerische Suggestion. Oder wenn man einen Nachtzylinder hatte und eine Motorjacht, und Anzüge, die ein erster Schneider mit einem Raffinement baute, daß sie allein genügen, ihrem Träger Unwiderstehlichkeit zu verleihen. — Und es war lächerlich, imponieren zu wollen, wenn man ein vorjähriges Jadedett trug, und durch ein nichts-sagenendes Treppenhaus in die Engigkeit eines einzigen Büro-Wohnraumes emporstieg.“

Langsam, aber unaufhaltsam schrumpfte Siegfried zu einem großen Minderwertigkeitskomplex zusammen. Er kannte die Welt, die er beneidete, und der nicht angehört ihm in diesem Augenblick ein persönliches Bedauern, zu wenig, um die Unzulänglichkeit seiner Annahmen einzusehen. Und von der Sinnwidrigkeit und Erfolglosigkeit des Hübnerischen Ratschlags bis ins Innerste überzeugt, setzte er allen weiteren diesbezüglichen Erwägungen ein abweisendes Kopfschütteln und ein unumstößliches „Nein“ entgegen, das er, den Tumult in seinem Hirn zu übertönen, so laut und bestimmt sagte, daß seine Begleiterin mit überraschtem Augenaufschlag ihre Frage unterbrach, ob seine Büro-stunden sich eines eifrigen Zuspruchs erfreuten.

„Das ist verschieden“, antwortete Siegfried vorstichtig, „übrigens, hier ist es!“ Und er wies auf zwei hellbraune, schneidreifegekrönte Flügeltüren, die der Treppe gegenüberlagen, im rechten Winkel zu dem Entree von Frau Kuliste. Auch hier prangte ein Schild, so groß wie das am Hauseingang, aber aus weißer Pappe mit schwarzen Buchstaben und mit Reißnägeln befestigt, das den rückwärtigen Raum als Heiratsvermittlungsbüro nominierte.

Als Siegfried diese Tür öffnete und seine Begleiterin eintreten ließ, unterschrieb er im Geiste einen endgültigen Revers, die Führung in der bevorstehenden Unterhaltung vollkommen seiner Partnerin zu überlassen und — abzuwarten. Und dieses Gefühl hatte etwas Klägliches und Tröstliches in einem.

„Das ist also die weihenolle Stätte des „corrigere la fortune“, oder vielmehr „l'amour“, meinte Meribel lächelnd, ihre Umgebung musternd, „und das“ — auf einem Sammelrahmen mit quergeschriebenen Widmungen über dem Diplomaten des seligen Herrn Au-

liste deutend, — „sind wohl einige der gegliückten Experimente?“

„Ja, ganz recht“, versicherte Siegfried eilig und eract, als wenn er sich in einem Examen befände, „und das hier ist meine Kartothek. Noch nicht sehr umfangreich.“

„Ehem“, erwiderte Meribel geistesabwesend. Sie stand am Fenster, spähte angestrengt durch das Gitter des Vorhangs.

Und konnte gerade noch beobachten, wie der grau-gelbeidete Herr in dem Zigarrenladen gegenüber verschwand.

„Einen netten Ausblick haben Sie übrigens.“

Es war Siegfried zwar durchaus unbegreiflich, was ein Mensch an einem Stückchen Straße mit alltäglichen und unmodernen Häusern, einem Zigarrengeschäft, einem Milch-, einem Seifenladen und einer größt-mahnsinnigen „Konditorei“, in deren spärlichem Vorgarten drei verlassene Tische über ihre Einsamkeit trauerten, so bemerkenswert „Nettes“ finden konnte, aber er pflichtete respektvoll bei.

Das sagt sie so aus Höflichkeit, dachte er, oder — mein Gott, diese Frau ist überhaupt ein Rätsel, was interessiert die eigentlich an diesem simplen Büro? Oder ob sie etwa doch — meinetwegen —

Er kam nicht dazu, diesen umstürzlerischen Gedanken zu vollenden.

„Sie wohnen wohl auch hier?“, unterbrach ihn Meribel, „der Raum hat etwas so Gemütliches, so gar nichts Geschäftsmäßiges?“

„Allerdings, aber ich bin sehr wenig zu Hause“, antwortete Siegfried, „fast nur zum Schlafen und zur Bürostunde. Und jetzt in meiner neuen Tätigkeit vielleicht noch nicht einmal dann. Heute zum Beispiel arbeite ich durch, heute wird die erste Nachtschicht gemacht.“ — „Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Meribel, die noch immer in der Nähe des Fensters stand, schien die letzte Frage zu überhören. Sie war plötzlich voller Teilnahme an seinen Mähen.

„Das ist richtig und lobenswert. Was man tut, muß man ganz tun. Und darf es vor allen Dingen nicht auf die lange Bank schieben. Was sind schon ein paar Stunden Schlaf angesichts einer Belohnung von zwanzigtausend Mark. Unermüdblich muß man sein, wenn man Aussicht auf Erfolg haben will. Sonst sind die anderen schneller und schlauer. — Ah, da ist eine „Kandidatenliste“? Ist es indiskret, sie zu studieren?“

Das blaue Altkleid, das ihr gerade ins Auge fiel, war ein willkommener Vorwand, eine Weile ungestört zu bleiben und ihre Aufmerksamkeit ungeteilt den weiteren Geschehnissen vor dem Hause schenken zu können!

Und während Siegfried seinen Gast in die Vestüre seiner heiratslustigen Kundinnen vertieft glaubte, spielte sich vor dem Fenster folgendes ab:

Eine junge Dame, groß und schlank, in grünlichem Kleid, hastete die Straße herauf, musterte die Nummernschilder, entdeckte das Zigarrengeschäft, trat eilig ein, kam nach kurzer Zeit wieder heraus und setzte sich in den Vorgarten der Konditorei. Aber die roten Belargonienblüten weg lugte ihr behänderter Strohhut. Bald darauf verließ auch der graue Herr das Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

Gewitter überm Meer.

Im fahlen Zwiellicht ragen Schloß und Turm.
Die Brandung donnert an die Felsenküste.
Ein uraltes Lied erbraust im Wettersturm:

„Mein Lieb, Holde, weiß und kühl und blond!“
Ein Möwenschwarm umflutet den Turm im Kreise.
Die Wellen jagen sich am Horizont.

Schaumkronen gleiten auf dem dunklen Meer.
Das wagt im Takt der schiffalchernen Wellen
Von Liebe, Tod und ewiger Wiederkehr.

Elise Ritter.

Untragbare Belange

oder Worte, die man vor kurzem noch nicht kannte.

Unser Wortschatz vermehrt sich ungeheuer rasch. Fast täglich werden neue Worte oder Wortkombinationen geboren.

Man stelle sich vor, ein Mensch, der im Jahre 1910 gestorben ist, würde heute plötzlich wieder unter uns auftauchen. Er brauchte mindestens drei Wochen, um uns zu verstehen. So viele neue Erfindungen sind inzwischen gemacht worden, so viele neue Begriffe haben wir geboren, so viele neue Worte gibt es. Sie zählen nach hunderten, und es ist unmöglich, sie alle aufzuzählen. Eine kleine Auswahl mag genügen.

Dass ein „Ozeanflug“ einen Flug über den Ozean darstellt, hätte man am Ende auch im Jahre 1910 begriffen, aber den Begriff Ozeanflug gab's damals noch nicht. Jules Verne hatte zwar etwas von einem Flug auf den Mond oder den Mars geschrieben, doch blieb die Erfindung des „Raumschiffes“ unserer Generation vorbehalten. Man denke nur an die Entwicklung des Automobilsports! Nicht mal einen „Tourwagen“ kannte man vor zwanzig Jahren, hätte sich darunter vielleicht einen Kremler oder einen Jagdwagen vorgestellt. „Bierabklemme“? Unbekannte Sache. Was ist ein „Olmotor“? Auch eine ganz moderne Erfindung. Damals war man froh, daß die Autos liefen, wenn man Benzin hineingoss.

Heute sagen schon die jungen Herren zu den jungen Mädchen: Mein Fräulein, darf ich mal bei Ihnen „parken“? Früher parkte kein Mensch. Auch der „Dienst am Kunden“ ist eine moderne Erfindung, ebenso wie das „Motorrad“, das älteste Kind des Automobils. Unter einem „Beiwagen“ hätte sich ehemals kein Mensch etwas vorstellen können. Den „Sozialsitz“ hätte man vielleicht ins Kontor verlegt, und gar die „Motorbraut“? Eine „Küchenbahn“ kannte man auch 1898 bereits für 100-Meter-Läufer, die man heute „Sprinter“ nennt, aber eine Küchenbahn, auf welcher sogenannte „Dirt-Track-Rennen“ ausgetragen werden, ist eine Erfindung des Jahres 1927. Da wir gerade von Rädern sprechen, soll auch gleich das „Rhönrad“ erwähnt werden, und weil wir gerade von den Rhön reden, muß an den „Segelflug“ erinnert werden. Zwar hat Otto Lilienthal schon die Fliegerei auf dieser Basis versucht, doch hat sich der Begriff des Segelfluges in unserer Form erst später herausgebildet.

In diesem Zusammenhang muß auch an den „Kleinstmotor“ erinnert werden, und von dem Kleinstmotor kommt man sehr schnell zum „Außenbordmotor“, der übrigens genau so alt ist wie der von Flettner erfundene „Rotor“, der uns so viel Vergnügen macht, wenn er auf den Straßenbahnwagen lustig sich im Winde dreht. Wer hätte früher etwas von unzerbrechlichem „Kronglas“ gewußt? Wer konnte sich etwas unter einem „Himmelschreiber“ vorstellen, jenen Flugzeugen, die mit sogenannten stehenden Wollen Buchstaben in die Luft schreiben?

Auf der Straße haben wir erhalten: die „Schupo“ die „Kripo“, die „Sipo“, den „Verkehrsturm“, die „Verkehrsanstalt“, die „Einbahnstraße“, lauter neue Begriffe und immer nur Ausschnitte aus der großen Zahl der Neugkeiten. Wir zahlen „Friedensmiete“, wir bauen „Hochhäuser“ mit „Hauszinssteuer“ im „Hausausst“, wir lassen unsere Gebäude „aufstoden“ und unsere Beamten „abbauen“. Und dann der „Kunsthut“! Da haben wir die „Antenne“ geschenkt bekommen und den „Lautsprecher“, als welcher früher nur Damen im Kaffeeklatschen bekannt waren. Wir kennen im Gegensatz zum Jahre 1910 den „Bildschirm“, das „Hörspiel“, wir müssen unseren „Küchenapparat“ jeden Abend „erden“. Morgens treiben wir „Junggymnastik“, abends „Tanzmusik“. Wir übernehmen „atonale“ Musik über den „Kurzwellensender“ auf den „Detektor“, und wenn wir nicht monatlich 2 Mark bezahlen, sind wir „Schwarzfahrer“, wie ja auch die „Schwarzfahrt“ mit dem Auto ein neuer Begriff geworden ist. Und wenn wir noch die „Athenavollenmusik“ auf den „Fernseher“ übertragen könnten, wären wir reiflos glücklich. Vergessen wir nicht den „Tonfilm“! Er hat uns die herrliche „Zeitskuppe“ geschenkt, und wenn der „Tonmixer“ richtig „synchronisiert“ hat und der „Touregisseur“ den „Bildschnitt“ unserer Geschmack anpasst, dann ist der Film ein großes Geschäft. Zu diese Rubrik ist natürlich auch das „Photomaton“ einzureihen, weniger dagegen die „Azopet“. Aber wo soll man sie hinführen? Es gibt wohl keinen Beruf, der nicht neue Worte geboren hätte. Sie wachsen direkt aus der Erde. Die Eisenbahn hat die „Hofklasse“, die „Polsterklasse“ und die „Liegewagen“ eingeführt, mit denen sie uns ins „Wochenende“ bringen möchte. Amerika schenkte uns das „Kreuzworträtsel“ und den „Kaugummi“, doch ziehen ihm manche, die nach „Kalorien“ leben wollen, die „Rohkost“ vor und trinken „Orangeade“. Wer „Kreppsohlen“ trägt und „Knickerbockers“, kann nicht gleichzeitig mit dem „Medizinball“ spielen. Alte Leute streiten sich um „Altbrot“, um die „Aufwertung“ und wir alle zählen mit „Reichsmark“, nachdem wir die „Rentenmark“ und die „Inflation“ überwunden haben.

Na, und dann die neue „Sachlichkeit“ mit ihrem ganzen Drum und Dran. Einen Titustopf kannte man vor zwanzig Jahren auch schon, aber ein „Bubistopf“ ist was Neues, denken wir und bilden uns etwas auf den „Etonschnitt“ ein und auf den

„Hertenschnitt“, den die aus der „Bermäntelung der Frau“ hervorgegangenen „Flapper“ und „Damps“ so gern tragen. Die in Paris geborene „Gargonne“ dagegen trägt nur eine „Baslenmütze“, sie fährt nicht mehr „Roller“, auch hat sie den „Punktkoller“ nicht nötig, aber sie trägt ihr „Stadtköffchen“ unter dem Arm und knüpft den „Trenchcoat“ zu, wenn sie vom Sportplatz kommt. Im Stadtkoffer aber liegt der „Trainingsanzug“. Zu Hause hat das junge Mädchen von heute eine „Kochede“, denn sie pflegt eine „Kameradschaftliche“, möglichst mit einem „Eintänzer“, den man auch „Gigolo“ nennen kann. Beide haben natürlich so lange den „Ser appeal“ in den Augen, bis sie sich „Wasser“ oder „Dauerwellen“ legen lassen muß und er eine „Knoormasse“ für seine Runzeln braucht.

Aber wir sind ja ganz von der neuen Sachlichkeit abgekommen. Neben dem „Dadaismus“ erstand der „Kubismus“ und der „Expressionismus“, dann brachte man uns die „Stahlunibel“ und die „Gebrauchsgraphik“, doch ist uns oft die „Kunsteide“ lieber. Abgesehen gehören wahrscheinlich der „Elternrat“ in den Schulen und die „Berufsberatung“ auch hierher. Nun ist die Überleitung zur Wissenschaft nicht mehr schwierig. Unsere Abicht, die von Einstein erfundene „Relativitätstheorie“ nicht zu verstehen, ist so alt wie die Theorie selbst. Was eine „Verdrängung“ ist, haben die meisten so langjam begriffen, dagegen hätte man sich, über „Kontingenztheorie“ oder „Psychotherapie“ zu reden, ohne etwas zu verstehen. Aber schön ist es doch, daß wir sie haben. Allenfalls ist uns das „Reisenbieden“ lieber und die „Gerfandität“ befremdlicher, die wir besser verstehen als die Geschichte der „Drüsentherapie“ oder die „Zwillingsforschung“. Wenn die Leute nicht gerade von „Vitaminen“ reden, sind sie dabei, ihre „Mentalität“ auf irgend einem Gebiet zu entwickeln. Sie machen die schwersten Touren, um der „Entmündung“ entgegenzukommen, und wenn ihnen das nicht gelingt, dann leiden sie an „Minderwertigkeitskomplexen“.

Den „Weltkrieg“ haben wir beinahe schon vergessen, leider noch nicht die „Reparationen“ und „Sanktionen“. Dafür haben wir aber einen „Reichstunswort“ und die „Einheitschule“. Die Politik hat die „Nationalsozialisten“ hervorgebracht und die „Randstaaten“, in Italien die „Faschisten“, in Rußland die „Sowjets“ und den „Völkergewinn“. Die kleine Stadt „Locarno“ ist direkt zu einem Begriff geworden (siehe „Cillocarno“). Deutschland gab allen Staaten „Sicherheiten“ und ist auf dem Wege zum „Einheitsstaat“, nachdem es die „Faschistenabfindung“ geregelt und seine „Sachwerte“ gezählt hat. Die „Frontgeneration“ hat die „Dolchstoßlegende“ bekämpft, wir alle sprechen mit Abscheu von der „Kriegsschuldfrage“. Inzwischen haben wir einen „Völkerbund“ bekommen, und in Genf wird versucht, „Panuropa“ oder den „Europäischen Zoll-Bereich“ auf die Beine zu stellen. Für die „Affendrüsen“ hat man die „Verjüngung“ geschaffen, weil man sonst nicht wußte, was man mit den Affendrüsen anfangen sollte. Die Amerikaner haben seit zehn Jahren ihre Sorgen mit der „Prohibition“ und den „Kootleggers“, und wir alle, alle kennen tausend „Belange“, die für uns „untragbar“ sind, genau so untragbar, wie es alle diese und noch hundert von anderen neuen Worten für den Menschen des Jahres 1910 gewesen wären. Cubert.

Meeresschätze.

Von Professor Dr. W. Hatzfeld-Jena.

Es handelt sich hier nicht etwa um die Meeresschätze, die bei Gelegenheit eines Schiffbruches oder im Kriege infolge Zerberberung des Fahrzeuges mit ihm in die Tiefe sanken. Bekanntlich sind die Versuche, jene untergegangenen Gold- und Silberbarten in manchen Fällen, wo weber die Tiefe zu groß noch die Strömung zu stark war, mit Erfolg gekrönt worden, allerdings nach Aufwendung sehr erheblicher Kosten. Es handelt sich hier noch weniger um die Gewinnung des Goldes, das ja im Meereswasser, wenn auch nur in sehr bescheidenen Umlänge, tatsächlich vorhanden ist. Ergaben sich doch bei Gelegenheit der Meteorfahrt in den Jahren 1926/27, daß im Durchschnitt der ermittelten Proben nur wenig mehr als 3 Millionstel Milligramm Gold auf ein Kilogramm Meerwasser entfielen.

Vielleicht liegen im Meer, und zwar ausschließlich nahe seinen Küsten, noch andere umfangreiche Schätze verborgen, die zu heben bisher meines Wissens überhaupt noch nicht der Versuch gemacht worden ist.

Befanntlich schwimmen die Flüsse jahraus, jahrein viele Millionen Tonnen fester Bestandteile in den Ozean und lagern sie zum weitaus größten Teile in unmittelbarer Nähe des Ufers ab. Diese Abtragsfähigkeit der Flüsse, fachtechnisch Denudation genannt, bedeutet für die Landwirtschaft durchweg einen empfindlichen Verlust, da diese fortgetragenen Stoffe vorwiegend aus fruchtbarem Schluff bestehen. Der Ingenieur Ventabol v. Ureta schätzte vor etwa 20 Jahren den Gesamtschaden, den Spanien jährlich auf diese Weise erlitt, auf 12 Milliarden Pseten, d. i. mehr als die Hälfte des damaligen Nationalvermögens. Ablagerungen bilden namentlich da, wo Ebbe und Flut in größtem Maßstabe sich bemerkbar machen, ein sehr unangenehmes Hindernis

31.5.11
Nr. 138

Wie wird ein guter Wurzelballen erzielt.

Aus dem Gemüsegarten.

für die Schifffahrt, zu deren Gunsten ein ziemlich kostspieliger Apparat von Loten und allerhand nautischen Zeichen erforderlich ist.

Wie groß diese Mengen sind, möge man aus einigen zuverlässig ermittelten Zahlen ermessen, die ich hier beispielsweise anführe. Durch die Elbe werden jährlich 2,3 Tonnen, durch den Rhein 7,3, durch die Oder 1,6, durch die Rhone 5,8, durch den Tiber 27, die Donau 49, den Po 12, den Arno 72, den Mississippi 190, den Nil 107, den Indus 220, den Ganges 380, den Hoangho 352, endlich den Yangtsekiang 530 Millionen Tonnen ins Meer versenkt. Nach den Tropen zu nehmen diese Mengen, wie man sieht, beträchtlich zu, hauptsächlich infolge der stärkeren Niederschläge. Es liegt nun nicht fern, diesen Seeschlamm als Düngemittel zu verwenden, wozu er ja zweifelsohne geeignet ist, namentlich dann, wenn die Ablagerungen im Meere sehr nahe der Küste sind, wie dies an unserer Nordsee, im Gelben Meere und im mexikanischen Meerbusen der Fall ist. Allein der Yangtseki trägt jährlich für etwa über eine Million Tonnen an Phosphorsäure, über 17 Millionen Kali, 570 000 Tonnen Sticksstoff in das Gelbe Meer. Was das für die Landwirtschaft bedeutet, erhellt aus der Gegenüberstellung, daß ganz Deutschland zur Zeit etwa eine Million Tonnen Sticksstoff, also nur wenig mehr als das Doppelte jener Menge erzeugt. Borsäure hat hierüber haben aber das Ergebnis gezeitigt, daß zur Zeit der Wert der Schlammes nicht hoch genug ist, um die immerhin nicht unerheblichen Gewinnungskosten und die Transportkosten bis an Ort und Stelle des Verbrauchs zu decken und darüber hinaus einen entsprechenden Überschuß zu ermöglichen. Dagegen liegt eine ganz andere Möglichkeit, den Schlamm zu verwerten, sehr nahe, nämlich zur Herstellung keramischer Produkte, vom groben Baugestein bis zum Kunstmarmor und der Rippesfigur. Der Schlamm enthält nämlich an den meisten Orten einen beträchtlichen Anteil Tonerde, der etwa 20 v. H. im Durchschnitt ausmacht. Rechnet man noch dazu das in der Ablagerung vorkommende Eisenoxyd, so entspricht dies am Yangtseki z. B. einem Gesamtgehalt an plastischem Ton von rund 64 v. H. ! Außerdem hat sich bei einer genauen Untersuchung bei der staatlichen Bauhofprüfstelle in London gezeigt, daß die aus Schlamm hergestellten Steine sehr viel leichter sind als die gewöhnlichen Ziegelsteine. Welcher Vorteil wirtschaftlich in diesem Umstand liegt, braucht nicht weiter auseinandergelegt zu werden. Wir besitzen also sozusagen vor den Toren unserer Seestädte ein bisher noch gänzlich unangegriffenes Kapital, das in Umlauf zu setzen sich wirklich lohnt. Es liegt auf der Hand, daß die keramische Verwertung des Schlammes dort die wenigsten Kosten verursachen wird, wo durch die Krümmung der Ufer fast die gesamten festen Bestandteile, welche die Flüsse im Meere ablagern, in unmittelbarer Nähe der Küste bleiben. Dies ist z. B. bei dem Jadebusen an der Nordsee und in der Nähe des Mississippi-deltas im mexikanischen Meerbusen der Fall. An der zuerst genannten Stelle sind bereits Versuche nach dieser Richtung hin, wenn auch nur in bescheidenem Umfange, gemacht worden. Die Amerikaner planen solche in großem Maßstabe am Mississippi-delta. Die bisherigen Versuche, die sich durch eine Anzahl von Jahren hinzogen, haben ergeben, daß der einheimische Nordseeschlamm für keramische Zwecke insbesondere für Ziegel, Wandplatten, Außenverkleidungen von Häusern sehr geeignet ist, und es wäre ein Triumph deutscher Energie, wenn es gelingen würde, diese Arbeiten zu einem brauchbaren Ziele zu führen, ehe die Amerikaner ihr Kapital in dieses aussichtsreiche Unternehmen stecken könnten, sobald wir das Nachsehen hätten.

Es handelt sich hier keineswegs um bloße Hirngespinnste. Hinter den Projekten der Amerikaner steht vielmehr eine leistungsfähige Weltfirma in Los Angeles in Kalifornien, die sich hätte würde, ihre Millionen in eine Sache zu stecken, wenn diese nicht einen großen, materiellen Gewinn verspricht.

Für uns Deutsche aber, die wir so oft nach fernem Zielen jagen, paßt hier, wie kaum irgendwo anders der Satz: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!“

Begegnung mit der Odaliske.

Von André Polzer.

Im neuerstandenen, schon von den Italienern erbauten Viertel von Tripolis ist es nicht auszuhalten. Auf den staubigen, menschenleeren Straßen brennt die Sonne mit unglaublicher Glut.

Ich flüchte in die engen, schattigen Gänge des Basars. Die eingeborenen Händler sitzen vor ihren winzigen Läden mit dem unerschütterlichen Phlegma des Orientalen. Es riecht nach Gewürzen, nach gärenden Datteln und geschmortem Eisenstein.

In die Symphonie der Geräusche mischt sich plötzlich ein intensiver Parfümdunst. Überall wende ich mich um und sehe eine schlanke Frauengestalt vorbeischießen. Sie trägt ein arabisches Gewand; ihren Kopf umhüllt ein dichter Schleier. Jetzt dreht sie sich um, und ich erblicke ein von blonden Haaren umrahmtes

liebliches Gesicht, das sofort unter dem schwebenden Schleier wieder verschwindet.

Ohne zu überlegen, folge ich der anmutigen Orient-Gazellenart, die sie durch die schmalen Gänge; ich muß anstrengen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Zeitweilen wendet sie sich um und blidt mich, wie es mich dünkt, verheißend an. Unwillkürlich denke ich an Pierre Loti und erlebe in Gedanken ein unvergeßliches Abenteuer. Meine Schritte beschleunigen, eile ich ihr nach; da, sie bleibt stehen, blidt noch einmal mit einem bezaubernden Lächeln zurück und ist verschwunden.

Vergebens spähe ich nach allen Richtungen, das holde Wesen ist nirgends mehr zu sehen. Fort ist sie, als hätte die Erde sie plötzlich verschlungen.

Innerlich noch aufgewühlt, sitze ich eine Viertel Stunde später auf der Terrasse eines Cafés, unter dem schwebenden Zelt, in Gesellschaft von Offizieren der Kolonialtruppen. Die sind elegant und gepflegt, als befänden sie sich im Grand-Café des Corso Vittorio Emanuele einer italienischen Großstadt.

Eine Kolonne eingeborener Soldaten zieht, mächtigen Staud aufwirbelnd, vorbei. Es sind herrlich gewachsene Keger in moderner Khaki-Uniform, Kniehosen und Widelgamaschen, nur ihre Schuhe sind von sonderbarer Form. Bei genauer Betrachtung merke ich, daß sie überhaupt keine haben — sie marschieren barfuß. Der junge Offizier an meinem Tisch, der mein Staunen bemerkt, gibt mir lächelnd die Auskunft, daß diese tapferen Krieger ihre Stiefel aus Gründen der Bequemlichkeit im Tornister tragen. Ich ertundige mich später bei ihm über die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Er macht eine wegwerfende Bewegung, aber plötzlich leuchten seine Augen auf: „Doch eines gibt es hier, das sich anzusehen lohnt!“

Als ich neugierig frage, was dies sei, sagt er geheimnisvoll: „Sie werden es heute Abend erfahren, fragen Sie nicht weiter.“

Während des Abendessens, das wir gemeinsam einnehmen, läßt mich die Neugier nicht ruhen, und erleichtert atme ich auf, als wir uns endlich auf den Weg machen, dessen Ziel die einzig lohnende Sehenswürdigkeit von Tripolis ist.

Nur wenige Minuten müssen wir gehen, dann befinden wir uns am Meeresstrand vor einem hübschen, massiven Bau. Schon von weitem bemerke ich ein großes grünes Plakat. Mein Begleiter zeigt triumphierend darauf, es verkündet die versprochene Sensation. Wahrlich, es lohnt sich, einige tausend Kilometer mit Auto, Eisenbahn und Schiff zurückzulegen, um vor dem Eingang eines Tripoliser Konzertcafés die lodende Verheißung zu lesen:

„Hier gastiert die berühmte bayerische Damenkapelle Geschwister Huber.“

Dem jungen Offizier scheint mein Begeisterungsausbruch nicht genügend spontan, denn er versichert: „Wirklich, echte Münchenerinnen.“

Ich glaube es ihm, und wir treten ein. Ich werde den Damen gleich vorgestellt. Die Kapellmeisterin, die nicht zugegen ist, erscheint einige Minuten später. Sie ist eine echte Münchenerin aus Leipzig. Ich kenne sie übrigens schon, mindestens vom Sehen her; allerdings kleidet sie das Dirndlkleid weniger vorteilhaft. Es ist meine geheimnisvolle Odaliske aus dem Basar.

Barometer der Ehe.

Es kommt die Zeit, selbst in den besten Ehen, daß irgendwie mal eine Tür knallt; Daß er und sie sich völlig übersehen, Und zwar ganz konsequent und eifrig fast.

Es kommt für jede Frau einmal die Stunde, Daß sie ihr Mann nicht mehr mit „Liebling“ ruft. Es heißt dann „Verta“ oder „Kunigunde“. In Klang und Tonfall peinlich abgestuft.

Es kommt die Zeit, daß mit erhöhter Stimme Man sich fast feindlich gegenübersteht, Daß man selbst tapelans in Groll und Grimme Fast wie ein Fremder durch die Wohnung geht.

Das alles ist jedoch noch zu ertragen. Die weiße Flagge steigt gar bald empor. Nach Krach und wider Lust und Regentagen, Scheint heller noch die Sonne als zuvor.

Vor solchen starken, plötzlichen Gewittern Erwächst der Ehe noch kein Ungemach, Und du, als Frau, brauchst wahrlich nicht zu ästern, Denn jeder Mann gibt stets am ersten nach.

Wenn er jedoch bereits am frühen Morgen Gelangweilt gähnt, sobald er dich erblickt, Dann ist es Zeit, die Blumen zu besorgen, Mit denen man das Grab der Liebe schmückt.

P u d